

Germ. g.

498^m

Germ. g.
L. g. 8^m

Utterodt

E



<36632903790019

S

<36632903790019

Bayer. Staatsbibliothek

GÜNTHER
GRAF VON SCHWARZBURG

ERWÄHLTER

DEUTSCHER KÖNIG.

HISTORISCHE DARSTELLUNG

VON

LUDWIG GRAFEN ÜTTERODT,
EHRENITTER DES ST. JOHANNITERORDENS.

NEBST URKUNDLICHEM ANHANGE UND ZWEI ABBILDUNGEN.

LEIPZIG,

T. O. WEIGEL.

1862.

140 - 139.

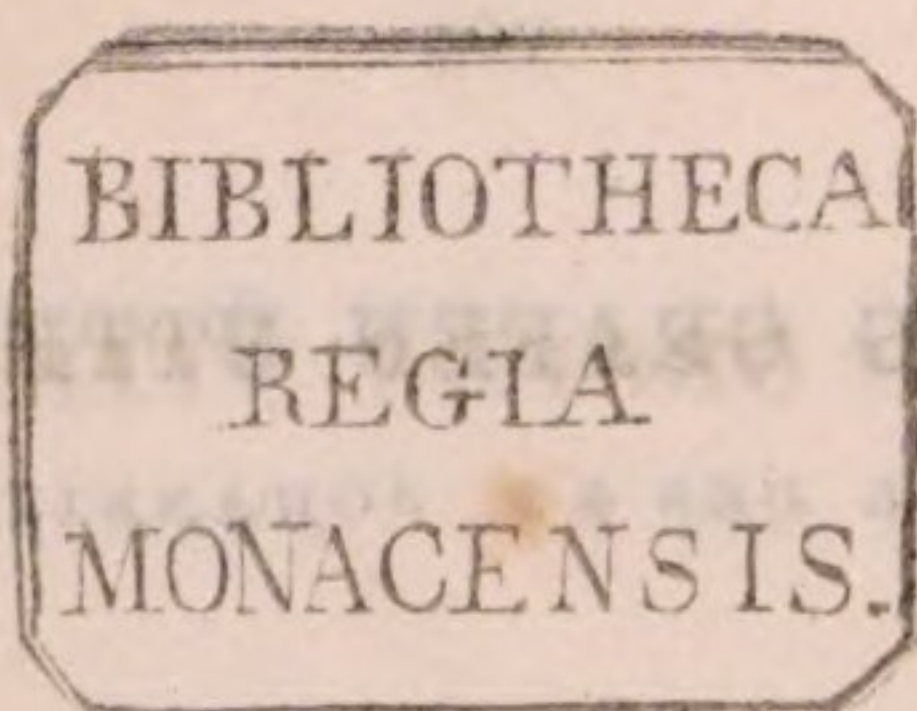
GÜNTHER

GRAF VON SCHWARZBURG

VERMÄCHTNISS

DEUTSCHER KÖNIG

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS



VERMÄCHTNISS DES KÖNIGS

LEBENS

J. G. W. REICH

1863

SEINER

HOCHFÜRSTLICHEN DURCHLAUCHT,

HERRN

GÜNTHER FRIEDRICH CARL,

FÜRSTEN ZU SCHWARZBURG-SONDERSHAUSEN,

ETC. ETC. ETC.

IN TIEFSTER EHRFURCHT

GEWIDMET

VON DEM VERFASSER.

SEITE

HÖCHSTSTILIGEN DURCHLAUCHT.

HERRN

GÜNTHER FRIEDRICH CARL

FÜRSTEN VON SCHWARZBURG-SONDERSHAUSEN

MIT ETC. ETC.

IN MEISTER EHRERCHT

BEWILDET

VON DEM VERLAGER

Durchlauchtigster Fürst,
Allergnädigst regierender Fürst und Herr!

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht haben mit der huldreichen Annahme der Widmung meines Werkes, diesem Letzteren, wie mir selbst eine so ehrenvolle Auszeichnung erwiesen, dass ich tiefgerührt nicht unterlassen kann, meinen ehrfurchtsvollen Dank dafür auszusprechen! —

Mit welcher Spannung auch immer das gegenwärtige Geschlecht der Zukunft entgegenblickt, und mit wie lebhaftem Interesse es daher aus dem Buche der Vergangenheit Belehrung für Fragen sucht, deren Lösung für den Moment dunkel scheint, mit welcher Hoffnung mithin der Darsteller „vaterländischer Zustände in bewegter Vorzeit“ seine Schrift den Zeitgenossen bieten darf, so kennt er doch nur zu wohl die Mängel derselben, um nicht mit äusserster Sorge dem Erfolg seiner Bestrebungen entgegenzublicken.

Ein Werk schöpferischer Geisteskraft, ein Gebilde aus dem Reiche der Dichtung oder bildenden Kunst, bedarf, wenn es von Meisterhand entworfen, keines äusseren Schmuckes, keiner mächtigen Empfehlungen, vom Flügelschlage des eigenen Genius weiter getragen auf den Bahnen zur Unsterblichkeit! Nicht so die oft mühevollen Arbeit des Forschers, der Fleiss in Vollendung eines Abrisses historischer Data, der nur durch Vergleichen, Ansammeln und Ausbeuten zahlreicher Quellen sich kund geben kann; — denn auch dann selbst, wenn er der Verherrlichung und dem Andenken eines Monarchen gilt, den jeder geschichtskundige Vaterlandsfreund hoch und heilig hält, vermag er ohne höhere Anerkennung nicht zu bestehn und bedarf in der That des belebenden Sonnenstrahles der Huld, ja vielleicht des Schutzes.

Der Verfasser, der aus inniger Ehrfurcht der Ueberzeugung für Recht und Legitimität, diese wie sich selber durch keine Schmeichelei zu beflecken sich entschliessen könnte, die Wahrheit vielmehr, wie er sie fühlte und dachte, stets offen schrieb, darf daher wohl unverholen aussprechen, dass er sich glücklich schätzt, seinen Wunsch, sein Mühen in so ehrenvollem Maasse aufgenommen und erkannt zu sehen, darf es laut bekennen, dass keine Auszeichnung ihm erfreulicher sein konnte, als die, mit dem Namen seines Helden gleichzeitig auch den eines der erlauchtesten Fürsten seines Vaterlandes aussprechen zu können, unter dessen Aegide seine Bestrebungen zur That werden, — den Namen eines edlen Nachfolgers jenes hohen Verklärten, dessen kommende Geschlechter noch mit Ehrfurcht und Liebe gedenken müssen, so lange

es eine deutsche Geschichte, eine deutsche Sprache
gibt.

Geruhen Ew. Hochfürstl. Durchlaucht dieses freu-
dige Bekenntniss entgegenzunehmen, als ein Zei-
chen der ehrerbietigsten Huldigung,

mit der ich ersterbe

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

Schloss Neuscharffenberg

im December 1861.

unterthänigster

Ludwig Graf Ütterodt.

VORWORT.

Nur mit Beklemmung wag' ich es, obwohl seit Jahren auf dem Felde vaterländischer Geschichtsforschung nicht mehr fremd, mit einer Arbeit, welche so ernsten Gegenstandes ist, vor das Publikum zu treten, — nachdem Fügungen mich längere Zeit der Fähigkeit beraubt, schriftstellerischer Thätigkeit obzuliegen. —

König Günther, dem Heldenstamme der Schwarzburger entsprossen, hat zu allen Zeiten seine zahlreichen Bewunderer, seine Biographen gefunden, — die Zahl der Schriften über sein Streben, sein Wirken, sein Leiden noch vermehren zu wollen, dürfte auf den ersten Blick wenig gerechtfertigt erscheinen; — die Strömungen der Gegenwart indess, das Ringen nach Einheit im grossen Gesamtvaterlande, im Kampfe mit den Schwierigkeiten, die sich darbieten, vergönnen uns noch heute ein Bild der Zustände mit regem Interesse ins Auge zu fassen, die vor einem halben Jahrtausend die gesunde, gedeihliche Entwicklung der Nation und ihrer Vollkraft verhinderten. —

An einstige Fehler, an Verblendung, Partheiwuth, Untreue, Mangel an Selbstverleugnung zu mahnen, kann daher ebensowenig unnütz erscheinen, als es tadelnswerth sein kann, den Schleier zu lüften vor denjenigen Autoritäten, die auch damals schon die geheimen Fäden des unglücklichen Dramas

zu schürzen verstanden, in welchem das deutsche Volk (und mit ihm sein Held, sein Vorkämpfer,) zum Opfer ward. —

In diesem Sinne zweifle ich nicht, allen Freunden des Vaterlandes eine Gabe darreichen zu dürfen und hoffe darum auf nachsichtsvolle Kritik. —

Noch vermag ich hier schliesslich nicht unerwähnt zu lassen, wie der fromme Wunsch, dass das in Händen des Fiscus der Stadt Frankfurt a. M. befindliche Johanniterordenshaus, in welchem einst König Günther eine letzte Freistatt fand, und das nunmehr als „öffentliches Vergantungslokal“ benutzt wird, sowie die dazu gehörige, schöne Johanniterkirche, welche als Tuch- und Schnittwaarenlager an die israelitischen Handelsleute Oppenheimer und Schloss vom Senate jener freien Stadt vermiethet worden ist, wiederum den ursprünglichen, erhabenen, auf das lauterste Recht begründeten Zwecken, der Gottesverehrung und Pflege unglücklicher Kranker, zurückgegeben werden möge, — aller drohenden Schwierigkeiten unerachtet, in mir fortleben wird und der Erlös meiner Schrift als Scherflein zur dereinstigen Verwirklichung jenes Gedankens niedergelegt werden soll.

Möchten edle Menschenfreunde und insbesondere meine Herrn Ritterbrüder es nicht verschmähen, früh oder spät das Ihrige aufzubieten, eine Stätte edelsten Wohlthuns da wieder errichten zu helfen, wo jetzt, eine Schmach unserer Zeit, nur dem grössten materiellen Interesse Rechnung getragen wird! —

Schloss Neuscharffenberg in Thüringen.

(December 1861.)

Der Verfasser.

„Nullo fata loco possis excludere, quum mors
Venerit, in medio Tibure Sardinia est.“

Martialis.

Die Urgeschichte des Thüringer Volksstammes verliert sich in das Dunkel des germanischen Urwaldes und selbst fremde Geschichtsschreiber weisen uns unter unserm heutigen Namen keinen Platz an unter den Brüdern der grossen deutschen Völkerfamilie. Rathen darum nur können die Erforscher unsrer primitiven Zustände, oder die Schwärmer für unsre Thüringer Selbständigkeit, dass die Hermunduren unsere Altvordern waren, — denn da erst, wo die Sage verklungen, und mühsam aufdämmernd die Geschichte unsres Landes beginnt, erblicken wir ein grosses, mächtiges Königreich, eine legitime, thüringische Dynastie, die gekrönt und purpurnhüllt, ihr mächtiges Szepter ausstreckt, von den Abhängen des Unterharzes bis an die Ufer des Regenflusses und der Donau, vom Gestade der Weser bis an die Höhen, wo die Sprache der Zechen die lieben vaterländischen Laute verdrängt. — Fürwahr, ein schönes Stück deutscher Erde, das Thüringen jener Tage!

Hoch auf seiner Waldburg Disberg*), dem „Dispargum“ lateinisch schreibender Chronisten, hatte der Stamm Clodios, auf Merwigsburg bei Erfurt, sein Nachfolger Merwig, dann Basinus und Hermannfried Hof gehalten, unsere Könige von Gottes Gnaden! — Doch ein blutiges Familiendrama und der noch blutigere Tag von Burgscheidungen (530) stürzt unsere Dynastie und in Trümmer fällt Thron und Reich!

Vasallen der Sachsen, Vasallen der Franken, fristet unser Volk

*) in der nachmaligen Grafschaft Henneberg bei Helmershausen unweit Meiningen.

eine trübe, unselbständige Existenz, — doch am Fuss der entwurzelten Königseiche sprossen neue edle Reiser empor, — Thüringen, ja ganz Deutschland zu Stolz und Freude!

Rudolf, ein thüringischer Häuptling, gründet Rudolstadt und hoch oben, auf waldumkränzter Höhe, die feste Heidecksburg, die freundlich niederlugt auf den hellen Spiegel der Saale. Rudolf, der Befreier unsers Volkstammes, ist Herzog, legitimer Fürst über ein selbständiges Thüringerland. —

Fast gleichzeitig mit seiner Veste erheben sich andere Burgen des Waldgebirges, Schwarzburg, Kevernburg, Greifenstein, Saalfeld, Lobdaburg, Orlamünde, Dornburg, Rudelsburg, Saleck, Neuenburg, die Grundpfeiler einer von ihm ausersehenen, festen Defensionslinie gegen die räuberischen Einfälle der immer mehr andrängenden Sorben und Wenden.

Die drei erstgenannten, ja selbst Rudolstadt erscheinen früh schon in Händen des Heldenstammes der Schwarzburger, die das Land rings umher beherrschen, — niemandem pflichtig als dem Mehrer des Reichs, dem Kaiser deutscher Nation! —

Hoch auf steilem Berggipfel prangen noch die Ruinen des Greifensteins. Einst glänzten sie so hell im Sonnenlichte, dass man ihrer lieber unter dem Namen der „Blankenburg“ gedachte und der alte Namen „Greifenstein“ schon früh verscholl.

Blicken wir empor in die öden Hallen, — lauschen wir dem wehmüthigen Aechzen des Zugwinds, der in den Eichenwipfeln spielt, so überkömmt uns jene unnennbare und unbeschreibliche Empfindung, über die uns weder Andre, noch wir selber klare Rechnung geben können. Es ist das Weh, das uns beschleicht, wenn wir die Wiege grosser Männer betreten, die Bitterkeit, die dem Tiefinnersten entsteigt, wenn wir nur Trümmer und Schutt erblicken, wo ein hoher, stolzer Bau stand, den Tücke oder Unglück stürzte, und jene so verzeihliche Reflektion, die uns die Frage aufdrängt: Wie anders doch, wenn das Glück es gewollt, wenn im Rathe des Unerforschlichen es günstiger beschlossen gewesen? —

Doch fragt man wohl, wozu der Trauer, wozu der Klage? — als lägen nicht Tausende von deutschen Burgen in Trümmern und gäb' es fürwahr keine würdigeren Motive, eine elegische Saite anzuschlagen! Menschengeschlechter ziehen vorüber wie Schatten an der Sonne, darum ist auch dem Menschenwerke sein Ziel gesetzt und nur die Hoffnung bleibt ewig neu. —

Von dieser Stätte zog Graf Günther von Schwarzburg aus, gekürt zum deutschen König, zum Mehrer des Reichs, das in Trümmer zu brechen drohte, wie jetzt die letzten Reste seiner Väterburg, — an dieser Stätte schwelte manch treues Herz, manch tapfre Brust die Hoffnung auf ein einiges, starkes Deutschland, an eine Befreiung von den Ränken, dem dräuenden Uebermuth Frankreichs, an die, wenn auch gewaltsame Rückführung eines würdigen Verhältnisses zum Papste, zum Haupte der Christenheit, das im sogenannten „Schutze französischer Waffen,“ der That nach aber in schmachlichen Banden, zu einem Werkzeug französischer Politik herabgesunken war, wie in den Tagen, die wir die unseren nennen.

Doch, wie kühn, wie schön, wie edel auch diese Hoffnung, wie treu der Wille der Starken alle, die sie ins Leben zu rufen trachteten, — der böse Feind, Deutschlands finsterer, feindlicher Genius, hohnlachte dazu, und in eitel Scherben fiel der stolze Königsbau, an dem alle Braven im Reiche gearbeitet, und gleich unnahbarem Verdammungsurtheile wollen uns die Worte bedünken, die, von Avignon aus, nach den deutschen Gauen flogen, sich in Spott ergiessend über den „thüringer Grafen,“ der es gewagt, das Riesenwerk der Einigung Deutschlands in die Hand zu nehmen, sein Auge nach der geheiligten Krone Karls des Grossen zu erheben. Mit dem Schmähworte eines „Theaterkönigs,“ hatte Clemens VI. den Erwählten von mehr wie der halben Nation belegt, denselben, dem Volk und Fürsten ein Hosanna gebracht, da man nur zu wohl wusste, Günther, der Ritter ohne Furcht und Tadel, werde handeln, wie Recht und Ehre ihm vorschrieben, — seine Aufgabe zu Ende führen, Deutschland aus Schmach, Zerrissenheit und Ohnmacht erlösen, oder mit ihm fallen wie ein Held.

Doch auch dies war nicht beschlossen im Rathe des Himmels; feiges Gift, gemischt von bübischem Verrathe, tödtete, den keines Sterblichen Klinge gefällt, und Deutschland ward der lange, dornenvolle Gang der Prüfung vorbehalten, der zur Stunde nicht vollendet ist.

Was mag uns das dunkle Verhängniss vorbehalten? — werden zu Glück und Grösse, werden zu neuen Prüfungen die Loose fallen? —

In der Spannung des Moments ist es wohl gerechtfertigt

im Zeitenbuche zu blättern und aus der Vergangenheit die Klippen kennen zu lernen, die umschifft werden müssen, um zum Ziele zu kommen. —

Und so komm denn, Du schnöde Gemeuchelter, Du mein Held, zu guter Stunde, aus Deinem Grab herauf. Lass Dein Auge leuchten durch die Nacht des Zweifels und noch einmal erhebe Deine Stimme zur Warnung für das heutige Geschlecht!

I.

Günthers Jugend- und erste Mannesjahre.

Verklungen war schon der Name „Greifenstein,“ auf dem festen „Blankenburg“ prägte man schon schwarzburgische Brakteen, mit dem Bilde des ansprengenden Ritters und der Umschrift, „Comes de Blankenberg.“ — Heinrich XII. und Günther XV., Söhne Heinrichs X., lebten, (Anfangs beide in brüderlicher Eintracht) auf dem festen Wohnsitz ihres Stammes, bis der Erstere, 1306, für eine hohe Summe vom Grafen Ott von Orlamünde und Heinrich von Hohenstein die Hälfte von Arnstadt erkaufte und mit seiner Gemahlin, Christine, die ihm zwei Jahre vorher, 1304, einen zweiten Sohn, unsern Günther, jenes Namens den XXI. im Schwarzburgischen Hause, — geboren, dorthin zog, indess sein Bruder noch länger auf Blankenburg verweilte und erst durch spätere Erwerbungen, zu Pösneck und Saalfeld, bewogen ward, dorthin übersiedeln. —

Schon um diese Zeit stand Heinrich, Günthers Vater, bei Kaiser Ludwig dem Bayern in hoher Gunst und wurde von Landgraf Friedrich dem Gebissenen hochgeschätzt, denn er theilte die volle Abneigung, die man unter den Edeln unsres Landes gegen die zweite Gemahlin Landgraf Albrechts und deren Sohn hegte und bethätigte.

Zu Regensburg war es, am 22. Januar 1323, wo der Kaiser „seinem Getreuen die Lehne über Schloss und Stadt Blankenburg im Thüringer Walde, nebst den Revieren ringsum, der Münze, dem Zoll, den Gerichten und Bergwerken, wie auch dem Schloss

„zum Steine“ genannt, in der Stadt Saalfeld,“ feierlich übertrug, — doch schon gegen Ende des folgenden Jahres fand Heinrich seinen Tod vor einer belagerten Veste in der Mark, zu deren Eroberung er schon früher dem Kaiserhause seinen tapfern Arm geliehen.

Von Günthers Jugend wissen wir, dass er sich mit entschiedener Vorliebe in den Waffen und allen ritterlichen Künsten zu üben bemühte, ein unermüdlicher Reiter, ein mannhafter Fechter war. Doch auch die Wissenschaften waren ihm keineswegs fremd. Der hochgelehrte Frowin (oder „Vrowinus Magister Dnicellorum de Swarzburg,“*) wie ihn eine Urkunde des Arnstädter Archivs, vom J. 1316, nennt,) war sein und seines Bruders Erzieher; „von ihm lernte er, wie Ehrfurcht vor dem Höchsten, Achtung der Religion, die Grundlage allen Wissens. Doch vergeblich nur forschen wir nach genaueren Angaben in zeitgenössischen Autoren oder den Jahrbüchern der Schwarzburger Lande, nach Spezialitäten über Günthers Jugend.“

„Mächtig aber vor Allem, dies ist gewiss, wirkte das Beispiel des heldenmüthigen Vaters auf den edlen Jüngling, es lehrte ihn, dass Tapferkeit des Mannes herrlichster Schmuck. Noch im

Einen werthvollen Aufschluss über das Geschlecht des soeben erwähnten „Vrowinus“ oder „Frowin“ finden wir in Hesses Geschichte von Arnstadt, S. 149 u. 152. In der daselbst abgedruckten Urkunde vom Jahre 1277 heisst es wörtlich:

„Nos Conradus, dictus de Sibeleyben et Guntherus, dictus Vrowin, filius ejus, in Arnstete, recognoscimus“ etc.

Ein „Magister Henricus de Sibeleyben“ aber lebte urkundlich bis ins Jahr 1323 und stand, obwohl in kirchlichen Würden zu Erfurt, noch immer in Beziehungen zum Schwarzburgischen Hause. Man vergleiche das Todtenbuch des Erfurter Marienstifts und Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, S. 146:

„Anno Domini M^oCCC^oXXIII^o, quarto, Idus Decembris, obiit magister Henricus de Sebeleybin, canonicus ecclesiae S. Severi.“

Weiteren Aufschluss über die hierauf bezüglichen Nebenumstände ertheilt noch das Chronikon Sanpetrinum ap. Menken, III. 336 und Nicol. de Syghen, Chronik. Thuring. manuscript: Fol. 225 des Originals, im Grossh. Sächs. Archive zu Weimar, dergestalt dass es als wahrscheinlich anzunehmen ist, dass der letzterwähnte „Magister Henricus de Sebeleybin“ und jener „Vrowinus magister,“ ein und dieselbe Person sind, oder mindestens ein und demselben Geschlechte entstammten.

Tode hatte Jener diese Lehren besiegelt und ihre Frucht war auf den dankbarsten Boden gefallen!“

Günthers erste, seinen ehrenfesten Charakter documentirende Regierungshandlung war es, (lt. Urkunde vom 10. Januar 1325,) an Alle, die der Verewigte etwa an Leib und Gute betrübt, an Alle, die durch dessen Fehden irgend gelitten, ja an die verschiedenen Städte, mit welchen derselbe in Irrung befangen, durch den Abt Dietrich zu Paulinzelle ein stattliches Sühngeld übermitteln zu lassen.

Nur fünf Mark Silbers waren ursprünglich zu jenem Endzweck ausersehn, Günther spendete weitere hundert und zwanzig!

Nichts weniger indess trifft ihn als der Vorwurf der Verschwendung, vielmehr wusste er von dem reichen, ersparten väterlichen Schatze trefflichen Gebrauch zu machen und verstand es sein Hausvermögen durch geeignete Erwerbungen zu vermehren und seine Grenzen zu arrondiren. Hierher gehört der Kauf des Deutschordenshauses zu Saalfeld nebst Zubehör, dann des der Abtei Hirschfeld (Hersfeld) durch Kaiserliche Schenkung, (unter dem Titel einer „villa regalis,“) zustehenden Antheils an Arnstadt, (später Gegenstand der erbittertsten Fehden, aus denen Schwarzburg jedoch siegreich hervorging.)

Letztere Erwerbung bestätigte der Kaiser erst unterm 9. März 1332, in einer zu Nürnberg ausgestellten Urkunde, fügte indess vier Jahre später, zu Günthers Gunsten, die Ermächtigung hinzu, in der Stadt Plauen an der Gera einen Floss- und Brückenzoll zu erheben; nach Einiger Ansicht, angeblich, um dem jugendlich eifrigen Kämpfen weitere Veranlassung zu geben, Strassen und Pässe desto kräftiger zu schirmen.

Zahlreiche Bürgschaften und Darleihen an die Dynasten unsres Landes, die Grafen von Beichlingen, die Herren von Werthern, die Grafen von Hohnstein übergehen wir der Kürze halber, obwohl auch ihre Erwähnung viel dazu beitragen würde, uns den gesegneten Zustand der Verhältnisse des Gräflichen Hauses zu vergegenwärtigen. Genügen möge die Versicherung, dass Günther zu den geachtetsten, ja gefürchtetsten Herren Thüringens gehörte. Aber auch weit über unsre engen Marken hinaus drang sein Ruf, fremde Fürsten beanspruchten seinen Rath und seine Hülfe. So borgte der Markgraf von Brandenburg, Kaiser Ludwigs Sohn, hohe Summen bei ihm auf und verpfändete ihm dafür die

Stadt Schwedt mit ihrem Gebiete, nebst dem Zoll auf dem Oderflusse, so dass ein eigenes Schwarzburgisches Amt dort errichtet werden konnte, — auch andre Erwerbungen noch kamen hinzu, um Günthers Namen bis in die östlichsten Gaue Deutschlands zu tragen.

Weit mehr aber noch musste seine Treue gegen Kaiser und Reich, seine unwandelbare Festigkeit, der drohenden Bulle Papst Johannis XXII. (d. d. Avignon 22. Januar 1333,) gegenüber, ihm die Liebe und Anerkennung des bedrängten Reichsoberhauptes erwerben; — denn während Bann und Interdikt die Reichsfürsten schreckte, im Gehorsam wankend machte, ja während der drohende Fluch des Oberhirten der Christenheit, die zagenden Völker von jeder Treue loszählend, jeden Einzelnen aus der Gemeinschaft der Gläubigen stiess, der hinfort etwa dem Kaiser die Pflicht leiste, verachtete Günther furchtlos die geistlichen Schreckworte, begab sich offen an Ludwigs Hoflager, kühn sein Schwert gegen innere und äussere Feinde zur Verfügung stellend.

Der bedrängte Monarch zögerte nicht ihn mit Zeichen der Achtung und des Wohlwollens zu erfreuen, ihn zum Kaiserlichen Rathe zu ernennen und als Feldobersten an die Spitze eines Heerhaufens zu stellen, der die Mark Brandenburg gegen die räuberischen Einfälle der Lithauer schirmen sollte und ihn nach den ersten glücklichen Waffenthaten mit der Würde eines Oberbefehlshabers und Landhauptmanns in den Marken zu bekleiden, „im Vertrauen auf seine Rechtlichkeit und Treue,“ wie die Bestätigungsurkunde wörtlich hervorhebt.

Inzwischen hatte Erzbischof Heinrich von Maynz, (aus dem Geschlechte der Grafen von Virneburg in der Eifel,) — obwohl durch Bündniss mit dem Landgrafen von Hessen und dem Markgrafen Friedrich, sowie durch den tapfern Arm des Ritters von Wangenheim, siegreich aus der Treffurther Fehde hervorgehend, dennoch gegen die rebellirenden Bürger von Erfurt dringend Hülfe suchen müssen. Diese Letzteren, nach reichsstädtischen Privilegien lüstern, weigerten, im Einklang mit einer Fraktion des Mainzer Domkapitels, ihrem legitimen Herrn die Anerkennung und warfen seinen Legaten, den Edeln von Bibra, der vermitteln sollte, in unterirdischen Kerker, ihn dem Hungertode preisgebend. — Aber weder das Haupt der Wettiner noch der Landgraf von Hessen reichten dem bedrängten Kirchenfürsten die Hand und da war es wieder Gün-

ther, der sich seiner annahm, Freundschaft und Bündniss mit ihm schloss, ihm Schirm und Schild wurde gegen alle seine Feinde. — Dies innige, treue Verhältniss sollte nachmals von Wichtigkeit werden und noch im Tode hat es unser Held besiegelt!

Günther und sein Bruder Heinrich überzogen das Erfurter Gebiet mit Fehde und zwangen die Bürger zur Nachgiebigkeit und Unterwerfung. Der Erzbischof hat diesen Dienst nie vergessen.

„Vir strenuus, robustus, bellicosus et prudens in bellis,“ (sagt das Chronikon Magistri Alberti Argentinensis, von unserm Helden) „qui in servitio Heinrici Moguntini et quondam Ludovici principis plurimum laboravit,“ und unsre eigenen Zeitbücher bestätigen es, wie siegreich die Fehde war.

In die gleiche Zeitperiode und zusammen mit dem festen Schutz- und Trutzbündniss mit den Grafen von Hohnstein, fällt die wichtige Erwerbung der Stadt und Salzquellen zu Frankenhäusen, nebst ansehnlichen Gebietsstrecken im Norden unsres Landes. Nicht nur dieser Zuwachs, sondern auch die Uebernahme des Amtes, als „Landesoberrichter in Thüringen,“ musste den Neid manch andrer Herrn und das Misstrauen Markgraf Friedrichs rege machen, der neben der eigenen, emporblühenden Hausmacht unerwartet ein fremdes Vorwärtsstreben erblickte.

Ein prüfender Blick auf die Persönlichkeit Günthers hatte es ihm klar gemacht, dass er diesen entweder zum Freunde suchen müsse, oder falls er nicht den eigenen, hochfliegenden Plänen entsagen wolle, ihn bald zum Nebenbuhler, zum Gegner und Feinde haben würde. — Doch welche Resultate auch die anhebenden, grauenvollen Kämpfe haben sollten, und wie günstig die historische Kritik dem ernsthaften Friedrich das Urtheil stellte, so muss sie doch gleichzeitig eingestehn, dass Günther, nach mannhaftem Ringen mit dem überlegenen Nachbarn, unbesiegt und ungeschädigt, ja lorbeerbekränzt aus allen Drangsalen hervorging, um die höchste Staffel der Ehren zu beschreiten, an deren Schwelle Beide einander nochmals als Nebenbuhler begegnen sollten.

In der That, immer weiter, immer bedeutungsvoller wird die Bühne, auf der die Thätigkeit unseres Helden sich entfaltet. Schon sehen wir ihn unter den glänzendsten Gestirnen, auf dem feierlichen Zuge Kaiser Ludwigs nach Tyrol, wo dieser Monarch,

nach Vollzug der Ehescheidung der bekannten Margarethe Maultasche, und erfolgter Dispensertheilung, im Geleite vieler Kirchenfürsten und weltlichen Herren, der anderweiten Vermählung des Markgrafen Ludwig mit jener reichen Fürstin beiwohnte, einem Akte, der zum Zweck haben sollte, Tyrol an das Haus Wittelsbach zu bringen, — beiläufig gesagt — ein klarer Beweis, dass jene Zeit, wo man doch wahrlich von Kirchenreformation und Protestantismus noch nichts wusste, gar wohl die Scheidung priesterlich eingesegneter Ehen und die anderweite Vermählung des einen oder andern Theils gesetzlich zuließ, wie jetzo von so manchen Autoritäten der römischen Kirche hartnäckig geleugnet wird.

Noch im selben Jahre, 1342, kehrte aber Günther heim, da das Interesse seines Hauses es also erforderte.

Magnus, zubenannt „Schmeech“, König von Schweden und Norwegen, hatte nemlich seinen Schwager Albrecht von Meklenburg, als Gesandten und Brautwerber an Kaiser Ludwig abgeschickt. Von zahlreichem Gefolge und reisigem Zuge umgeben, wie es sich für den Vertreter eines grossen Monarchen geziemt, nahm Albrecht seinen Weg durch Thüringen, uneingedenk des Umstandes, dass sein Vater beim alten Grafen Heinrich, während dessen letzter Fehde in der Mark, ein namhaftes Darlehn aufgenommen, nicht nur über zwanzig Jahre lang schuldig geblieben war, sondern auch die Rückgabe, jeder Mahnung ungeachtet, förmlich verweigerte.

Das war dem biederben, seiner Rechte und seiner Kraft bewussten Günther doch zu arg. Von der Blankenburg hernieder ritt er dem losen Schuldner entgegen, bat ihn um Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, nahm ihn aber dann auch, auf erneuet Weigerung hin, gefangen, ohne dass das Gefolge es zu hindern wagte und setzte ihn auf Burg Ranis in Haft.

Dieser Akt der Selbsthülfe hat die Missbilligung mancher damaligen Zeitgenossen und einzelner Kritiker der Gegenwart auf sich geladen, allein das Zeitalter kannte und erkannte gar wohl noch das Recht der Selbsthülfe an, das in jenen Tagen weder vom Landfrieden unterdrückt und beseitigt, noch durch richterliches Urtheil und Entscheid ersetzt worden war. Im Gegentheil, die Geschichte belehrt uns, dass während jener Zeitperiode auch die illüstersten Personen, in gewissen extremen Fällen, die mangelnde

Rechtshülfe durch die Schärfe ihres Schwertes zu ersetzen wussten oder sich zu verschaffen genöthigt waren.

Der Chronist Jovius, wie auch neuere, archivkundige Erforscher der Thatsachen, die unserer Darstellung zu Grunde liegen, stimmen in ihren Relationen darin überein, dass der obgedachte Akt nichts weniger als den Charakter der Unrechtmässigkeit an sich trug, wie namentlich Günther, „das Gefolge zurücksandte,“ als er sich der Person seines Feindes und Schuldners versicherte. Beim Doppelsinn dieser Worte bleibt daher die Vermuthung offen, dass er auch diesmal, wie er wohl meist zu thun pflegte, mit eigener Hand seinem Mann auf den Leib rückte und die Hülfe seiner Reisigen verschmähte.

Lange weigerte er sich, den Gefangenen freizugeben, trotzend den Befehlen, die durch Briefe des Schwedenkönigs und anderer Fürsten an Kaiser Ludwig, von jenem Letzteren erwirkt wurden.

Endlich ward Erfurt und dessen treulose Bürgerschaft, der Günther beim Friedensschlusse mit dem Erzbischof von Mainz noch unlängst günstige Bedingungen vermittelt, dem er inzwischen, gemeinsam mit dem Grafen von Orlamünde, in einer kurzen Fehde gegen den Markgrafen Friedrich wiederum persönlich beigestanden, beauftragt, unter Führung des Markgrafen von Brandenburg, die Exekution gegen Günther zu vollstrecken; — allein das undurchdringliche Dunkel, in welches sich all unsre Chroniken und sonstigen Quellen über die Thaten der ehrsamten Kämpen unsrer Landeshauptstadt hüllen, ja das räthselhafte Schweigen, das die Erfurter wie die Schwarzburger Zeitbücher dieserhalb annehmen, lassen uns vermuthen, dass der Feldzug ohne einiges Blutvergiessen ablief — oder vielmehr ganz unterblieb. Erst nach sechs Monaten bequeme sich Günther dem gefangenen Meklenburger die Freiheit wieder zu geben und in unmittelbarer Folge sollte unser Held noch eine Probe des kaiserlichen Vertrauens erfahren, da ihm Ludwig, im Monat October des nemlichen Jahres, die wichtige Mission übertrug, die im Norden des Reichs ausgebrochenen, bedauerlichen Wirren zu schlichten.

Schon seit Jahren nemlich hatten Räubereien und Ueberfälle die Landstrasse zwischen Hamburg und Lübeck unsicher gemacht. Vorstellungen und Bitten bei den Grafen von Holstein fruchteten nichts, da die Letzgenannten gegen die Wegelagerer keine Strenge übten.

Die Bürger griffen nun zu den Waffen und suchten sich Ruhe und Sicherheit zu erkämpfen, doch durch Kriegserfahrung und Gewandtheit siegte bald Graf Heinrich von Holstein und vergeblich nagten die Städter an ihrem Groll. In höchster Noth wandte man sich an des Reiches Oberhaupt und den Markgrafen von Brandenburg, Lübecks bestallten Schirmherrn, dem die Erledigung der Sache vom Kaiser dringend empfohlen worden. Zweihundert schwäbische Reisige mit ihrem Hauptmann, dem Kaiserl. Marschall Friedrich von Locken, zogen demzufolge in die Stadt und unterstützten die bewaffneten Lübecker und Hamburger. Beide Stadtgebiete, wie auch der Boden Holsteins ward gegenseitig verwüstet und die Edelsitze der reichen Geschlechter Holsteins von den Bürgern gebrandschatzt, — um der Fehde unverweilt die grössten Dimensionen zu geben, denn König Magnus von Schweden trat auf die Seite der Grafen, und Friedrich von Locken säumte nicht die Hülfe des Dänenkönigs anzurufen.

Lübecker Kaufleute wurden in Schweden verhaftet, schwedische in Lübeck. Friedrich, der Kaiserliche Marschall, begab sich mit seinen Streitkräften nach Dänemark und als dort ein festes Castell bei Kopenhagen von der Holsteinischen Besatzung gegen König Woldemars Angriffe vertheidigt und schwedischer Beistand den Belagerten gesandt wurde, schlug er denselben zurück und viele Holsteinische Edle wanderten in Kerkerhaft nach Lübeck.

So trat denn schon in jenen Tagen unselige deutsche Zerrissenheit den Dänen so recht deutlich vor Augen, sie zu belehren, dass unsre Uneinigkeit die Frucht jeder ehrenhaften Bestrebung wieder zu nichte macht.

Ein Versuch zum Vergleiche, durch den würdigen Abt des Klosters Reinfeld, scheiterte natürlich, da Dänemark allenthalben die Hand im Spiele behielt.

Da beschloss der Kaiser einen Vermittler und Abgesandten nach Lübeck zu schicken, der sich ihm schon bei früheren Gelegenheiten und Sendungen als kluger, umsichtiger Unterhändler bewährt, — unsern Günther! Des Markgrafen Wahl fiel auf Ritter Johann von Buch, aus einem bekannten märkischen Geschlechte. Beide wurden beauftragt, „ernstlich zu erwägen, wie man die Streitenden in Minne vereinigen möge; im Falle des Misslingens aber, mit gewaffneter Hand einzuschreiten!“

Getreu dem Kaiserl. Befehle, wurde nun von den Gesandten,

die an der Spitze ansehnlicher Heerhaufen im Lübeckischen Gebiete einrückten, der Weg der Güte versucht, doch gar bald argwöhnten schon die Bürger, „dass die Friedensstifter der städtischen Freiheit abhold seien und wohl nur den Vortheil ihrer Standesgenossen im Feindeslager im Auge behalten würden.“

Offene Fehde, gewaltsame Vertreibung der Grafen von Holstein und ihrer Bundesgenossen im Lande, war mehr wie je das Ziel ihrer Wünsche. Mancherlei Hindernisse stemmten sich daher den Friedensverhandlungen entgegen; — doch Günthern konnte das Geschrei und Murren über „Treubruch und Adelsfreundschaft“ nicht beirren, sein begonnen Werk mit weiser Ruhe „von den unzufriedenen Städtern, Thatlosigkeit und schlaue Zögerung gescholten,“ fortzusetzen.

Mochte auch immer die Last der Besoldung so zahlreicher Hülfsvölker oder die Anforderungen Derer, die freiwillig, in Hoffnung reicher, holsteinischer Beute, abentheuernd in den Stadtdienst getreten, die Bürgerschaft hart bedrücken und erbittern, mochten alle Drangsale des Fehdezustandes, die Aeusserungen des Unmuths und Misstrauens gegen die Kaiserlichen Schiedsmänner nur zu sehr hervorrufen, der Arglist und Treulosigkeit beschuldigte man sie nur mit Unrecht. Dies weisen uns noch heute die Akten des Lübecker Archivs aus, und mit Genugthuung dürfen wir versichern, dass unser Held auch in dieser Beziehung rein und fleckenlos dasteht.

Doch wie dornenvoll war die Aufgabe, deren Lösung ihm übertragen worden und wie sehr wurde sie noch durch den nimmerrastenden Einfluss Dänemarks erschwert?! Wollte sich Günther des Auftrags nach Pflicht und Vorschrift entledigen, so durfte er es mit keiner Parthei verderben und wirklich erreichte er endlich, wenigstens einigermaassen seinen Zweck. Wir ersehen dies aus einer Urkunde des Lübecker Archivs vom 13. October 1342, in welcher die Grafen von Holstein übereinkommen, „ihre Streitigkeiten mit dem dänischen Könige Woldemar und den verbündeten Hansestädten, Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde und deren Helfern, (man ermesse, welche Ausdehnung der Zwist genommen!) von den zu Lübeck anwesenden Räthen des Kaisers Ludwig und des Markgrafen von Brandenburg, Grafen Günther zu Schwarzburg, den Edeln Heinrich von Rischach und Johann von Buch, an demselben Tage an welchem die Sache der

Könige von Schweden und von Dänemark entschieden würde, schlichten zu lassen! Die Städte und ihre Freunde sollten alle wohl begründeten, urkundlichen Rechte behalten; am nächstkommenden St. Nicolaustage, dem 6. Decbr., wollten die Grafen ihre Entschädigungsforderungen schriftlich übergeben und der Entschädigung zu Rostock bis zum 6. Januar 1343 gewärtigen.“

Gemeinschaftlich mit Albrecht von Meklenburg, dem schon obenerwähnten Schwager des Schwedenkönigs Magnus, wird Graf Günther als Friedensstifter zwischen den sechs genannten Städten und der Krone Schweden, im Helsingburger Vertrage vom 17. Juli 1343, genannt; indessen vermochte er doch nicht das Unwesen mit Stumpf und Stiel auszurotten, vielmehr tauchten hin und wieder Gewaltthätigkeiten und Eigenthumsvergehen auf und nur des Kaisers Dank und Zufriedenheit begleiteten ihn in die heimathlichen Berge zurück, wo gar bald seine Anwesenheit erfordert wurde.

„Multa labore terminata controversia est,“ erzählt die Lübecker Chronik, pag. 242, über die obgeschilderte Begebenheit; „cum detrimento, ut cives putavere, suo; quamquam hoc ipsum de sua parte comites quoque quererentur. Sic rerum deposcit necessitas ut utriusque partis detrimento jungantur dissidentes.“

II.

Der Thüringer Grafenkrieg.

Wir beschreiten einen zweiten, wichtigen Abschnitt in Günthers Leben, fast ausschliesslich erfüllt durch die verderblichen und unglücklichen Fehden Thüringischer Dynasten und Ritter gegen Markgraf Friedrich den Ernsthaften, Kämpfe, in welchen wir unsern Helden, offenen Helmes, stets voran, im dichtesten Schlachtgewühl erblicken, einem verzweiflungsvollen Ringen zwischen dem aristokratischen und monarchischen Princip; wir sehen in ihm einen furchtlosen Vertreter des Ersteren in des Wortes edelstem Sinne, der bei aller Zersplitterung der Kräfte seiner Parthei, wenigstens die Ehre noch ungeschmälert vom Schlachtfeld mit

hinwegnimmt, — sehen ihn aber auch hier, auf blutgetränkter Heimatherde, den Lorbeer pflücken, der ihm den Weg zum Kaiserthron bahnt.

Wohl kein Gau des grossen deutschen Vaterlandes, selbst Schwaben, Franken, das Rheinland und Westphalen, mochte vor einem Zeitraume von fünf Jahrhunderten den Anblick einer solchen Menge neben einander blühender, reicher und mannhafter Geschlechter darbieten, die in stolz zur Schau getragener Unabhängigkeit nur der Autorität des Kaisers sich beugten, als unser Thüringen, auf seinem kleinen Flächenraum, zwischen dem Harz und den südlichsten Abhängen unsres Waldgebirgs, zwischen dem Gebiete der Saale und Werra. —

Die Namen dieser, meist im Kampfe mit dem Hause der Wettiner, oder sagen wir es offen, im Kampfe gegen den Absolutismus, erliegenden, oder unter den verschiedensten „Rechtstiteln“, durch Allianz, Erbschaft, oder durch die Macht des Geldes, in des Wortes eigentlichstem Sinne, beseitigten Dynasten und Herrengeschlechter aufzuzählen, oder etwa ein Bild ihrer Macht an Land und Leuten zu entwerfen, kann nicht Aufgabe dieser Blätter sein; sie erlagen einem mit hohem Scharfsinn angelegten, mit seltener Consequenz durchgeführten Plane, doch hielten wir es für Pflicht, auf jenes Moment hinzudeuten, ehe wir den Faden der geschichtlichen Darstellung wieder aufnehmen, — bildet doch die nachfolgende Episode eine der Hauptphasen in dem obenerwähnten Kampfe, den die Geschichte mit dem Namen des „Thüringer Grafenkriegs“ belegt hat.

Wohl ebenso mächtig und reich begütert wie die Schwarzbürger blühte in Thüringen und dem Quellengebiet des Mains, der uralte, edle Stamm der Grafen von Orlamünde und Weimar,*)

*) Die ersten uns bekannten Grafen von Orlamünde und Weimar sind Wilhelm († 1003) und dessen Bruder Poppo, Kanzler Ottos des Gr. († 965). Die Enkel Wilhelms waren zugleich Markgrafen von Meissen (Wilhelm 1046 — 62, Otto 1062 — 67), starben aber ohne Hinterlassung männlicher Erben. Der Letztgenannten Neffe Olrich (Odalricus) von Weimar, wurde Markgraf von Kärnthen; mit seinen zwei mit Sophia, Tochter des Königs Bela Colomann von Ungarn, erzeugten Söhnen Ulrich Graf von Orlamünde und Weimar († 1112) und Poppo, Markgraf von Kärnthen († 1103) erlosch das alte Haus Orlamünde im Mannsstamm, dessen Besitzungen in Thüringen nun auf die männlichen Nachkommen Adel-

— Dynasten des Reichs, nur dem Kaiser unterthan, in einem seiner Zweige, mehrere Generationen lang als Pfalzgrafen bei Rhein herrschend, und über ein Jahrhundert hindurch in schirmherrlichen Beziehungen zur mächtigen Hansa, über deren Häfen und Marken die Orlamünder gar wohl die stahlbewehrte Hand zu breiten gewusst. Da verkaufte Graf Heinrich IV., von der Osterländischen Linie des Hauses, von Schulden überbürdet, Schloss und Grafschaft Orlamünde an den Markgrafen Friedrich, der durch massenhafte Landerwerbungen seine Macht in diesem, wie andern Gauen Thüringens auszubreiten strebte.

Des Verkäufers Sohn war durch die Erbabtretung von Schloss und Herrschaft Schauenforst beschwichtigt, aber die Anwartschafts- und Erbrechte der Weimarischen Linie und namentlich des dortigen Grafen Hermann, in keiner Weise bedacht worden. Man stelle sich daher ihren gerechten Unwillen vor, Stammburg und Land, deren Namen sie führten, in die Hände Desjenigen gelangen zu sehn, dem sie noch vor so kurzem, in der Erfurter Fehde, feindlich gegenüber gestanden und der auf Grund der erwähnten Erwerbung, Wappen und Titel sich zulegte.

Dieses Motiv wird von den Historikern stets übersehn und tadelt man daher um so schärfer das befremdende Benehmen des erbitterten Grafen Hermann, das bei Gelegenheit des verhängnissvollen Bankets, das ihm und unserm Günther zu Ehren und zum Dank für frühere thätige Hülfe, die Erfurter Bürgerschaft veranstaltete, zu Tage trat. Günther, der mannhafte aber bedachte Günther, stimmte nicht

heids, der Tochter des 1067 gestorbenen Markgrafen Otto von Meissen, übergingen. Adelheid, in erster Ehe mit dem Grafen Adalbert von Ballenstädt vermählt, hatte zwei Söhne, Otto Grafen von Ballenstädt, den Vater Albrechts des Bären, und Siegfried Pfalzgrafen bei Rhein, dessen Sohn Pfalzgraf Wilhelm Orlamünde und Weimar besass, im J. 1140 aber kinderlos starb. Erbe von Orlamünde und Weimar wurde nun Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg († 1170), und dessen zweiter Sohn Hermann († 1176) Stifter des neuen Hauses Orlamünde-Weimar. Noch einmal nahm dieses Haus einen höheren Aufschwung, indem Hermanns Enkel Adalbert im mütterlichen Erbe die Grafschaft Nordalbingien (Holstein u. s. w.) und hiermit die Schirmvoigtei über Lübeck, Hamburg etc. erwarb; dieser erneute Glanz des Hauses Orlamünde war nur vorübergehend, es sank. — G. W. v. Raumer histor. Charten und Stammtafeln (Berl. 1837).

mit ein in das verhängnissvolle, so allbekannt gewordene: „Fritz wohin? Fritz woher?“ das so unselige Folgen haben sollte, sondern antwortete kühl: „des Markgrafen halber drehe er sich nicht um!“ — Doch schon waren die Würfel gefallen, denn vor Ausgang des Jahres 1342 musste, in Folge angesagter Fehde, gegen den Markgrafen ein Bündniss geschlossen werden. An seine Spitze trat ausser Günthern, und dem Grafen Hermann, Erzbischof Heinrich von Mainz, der seiner thüringer Stiftsgüter, Gefälle und Rechte halber mit Friedrich in Hader lag; die Grafen Dietrich und Heinrich von Hohnstein und ihre Brüder, verschiedener Ansprüche und Forderungen an Nordhausen und andere Orte der güldenen Aue wegen, die sie durch den Markgrafen beanstandet und gefährdet sahen, auch die Mehrzahl der Schwarzburgischen Stammesvettern schloss sich an und folgte Günthers Beispiele, da auch sie sich im ruhigen Besitz der von ihnen käuflich erworbenen Stadt Frankenhausen und ihrer Salzquellen von Friedrich bedroht sahen. — Ihnen folgte noch Heinrich Vogt von Plauen, zubenannt „der Reusse,“ nebst seinen zahlreichen Vettern; Heinrich Dynast von Jechaburg und Liebenwerda, Johann von Salza mit seinen beiden Brüdern, Hermann Dynast von Schönburg und Johann von Waldenburg, traten noch dem Bunde bei, im Markgrafen den gefährlichen Feind Aller erkennend.

Dieser Ansicht pflichtet der unpartheiische Gretscher, im ersten Bande seiner „Geschichte des sächsischen Volkes und Staates“ bei. — Er erklärt die Betheiligung so Vieler bei der anhebenden Fehde, „als klare Erkenntniss der gemeinsamen Gefahr“, ja er schliesst sogar auf einen geheimen Pakt, vermöge dessen sämmtliche Herren sich förmlich unter einander verpflichtet und verklausulirt:

„weder dem Markgrafen Friedrich, noch sonst fürstlichen Personen überhaupt, durch Kauf fernerhin Güter zuzuwenden.“

Ihr Streben, durch das Schicksal der Lobdaburgischen Erbschaft, die Besitzergreifung eines Vierteltheils, dann successive fast aller andren Pertinenzen jener Lande, (Jena, Elsterberg, Burgau etc.) nur zu wohl motivirt, suchte und trachtete somit, lediglich nach Errichtung eines Bollwerks gegen die unausgesetzt um sich greifende Macht der Markgrafen, ihre unaufhörlichen Gebietsannexionen und „das unverholene Streben Friedrichs nach der Alleinherrschaft

und absoluten Gewalt in Thüringen, wie er solche bereits in Meissen erlangt!“*) —

Richten wir den Blick auf Denjenigen, der diese Coalition mit Gleichmuth ins Auge fasste, und mit eherner Standhaftigkeit an seinen Plänen festhaltend, die kurze Ruhe vor dem Sturm trefflich benutzte, in Meissen und dem Osterlande eine bedeutende Anzahl Ritter und Reisige um sich zu sammeln. Rasch hatte er sich der Mitwirkung Erfurts zu versichern gewusst, dessen damaliges Contingent Manche auf zehntausend Mann schätzen wollen, das aber seiner festen Wälle halber, seines Reichthums, seiner Vorrathskammern wegen, schon in jenen Tagen ein Platz von Bedeutung war und schwer in die Wagschale fiel. Nur zu oft hatte der Markgraf dies erprobt, und im Ernste des Augenblicks vergass er wohl nur geflissentlich die feige und bübische Verrätherie, deren sich die Bürger vor nicht zu langer Zeit gegen ihn schuldig gemacht, als er zur Führung einer Rechtssache und zur Sühnung derselben mit dem Magistrat, völlig unbewaffnet und nur von kleinem Gefolge umgeben, auf dem öffentlichen Gerichtsplatz von Mittelhausen, im städtischen Weichbild erschienen war.

Mit Stöcken und Prügeln waren diese ehrenwerthen Kämpen aus dem Hinterhalt hervorgebrochen und hatten Hand an ihn und die Seinen gelegt.

Doch jetzo schloss man, jenes Bubenstreichs gänzlich vergessend, Friede und Waffenbrüderschaft, denn das Bündniss der Grafen und ritterlichen Herren war den Bürgern eben so sehr ein Dorn im Auge als dem Markgrafen! Klug berechnete man im Rathe der Stadt die Chancen des Moments und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, unter einem Fürsten, der seine Sache mit so sprichwörtlichem „Ernste“ verfocht, an den vormaligen Allirten sein Müthchen zu kühlen.

Allein wie zahlreich auch ihre Fähnlein sich dem Heereszug anschlossen, so gab doch erst eine Verständigung mit dem Grafen Heinrich XIV. von Schwarzburg der Parthei Friedrichs den hauptsächlichsten Halt, denn unter den Waffen ergraut, mit allen Fehden Günthers, mit jeder Spezialität seiner Führung, dem Vertheidigungswesen seiner Städte eng vertraut, ward er im anhebenden Kampfe des Markgrafen rechte Hand. —

*) Gretscher, Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates.

Von Hass und Neid gegen Günther erfüllt, borgte er hohe Summen auf, verpfändete sein Erbe um thatkräftiger wirken zu können und begann damit, Friedrich seine Veste, die Wassenburg (Wachsenburg) aufzuthun, von wo aus das Gebiet von Arnstadt, welch letzteren Ort Günther besetzt hielt, im Handumwenden überschwemmt werden konnte — und brennende Dörfer rings umher gaben bald Kunde von der Kriegführung, die er gegen den Blutsverwandten einführte.

So war denn dem ohnehin an Zahl geringeren Heere der Grafenparthei ein mächtiges Schach geboten, denn wenn dasselbe auch, unter erprobten Führern, nach allen Seiten hin Front zu machen vermocht hätte, sobald es einmal glücklich vervollständigt und concentrirt worden wäre, so ging ihm doch schon das erste Hauptforderniss der Kriegstüchtigkeit ab: Einheit im Commando! Noch niemals hatte man in unsern Bergen das:

„quidquid delirant reges, plectuntur Achivi,“

in vollrem, ernsterem Maasse erfahren, wie jetzo. — Wir kennen die Namen der eingeäscherten Dörfer und Schlösser, die in frevlerischem Behagen, Heinrich dem reicheren und mächtigeren Blutsfreunde zu entziehen trachtete, doch er verrechnete sich an der Zähigkeit des Thüringer Landmanns.

Witzleben, Kobstädt, Hardisleben, der Witzlebensch Hof in Alkersleben, Kirchheim und Westhausen eröffnen die lange Reihe der stattlichen Orte, die momentan vom Erdboden verschwanden; — Wippach-Edelhausen, Schloss Hessler, die hohe, stattliche (Werthernsche) Burg Wiehe, mit dem Städtchen gleichen Namens an den Ufern der Unstrut, ja Rudolstadt selbst, bildeten ein würdiges Seitenstück zum ersteren Greuelbild. — Die Kirchthürme ohne Dach und Glocken lugten ins Land, wie grosse Wegweiser, wo man das Elend suchen konnte! — Inzwischen musste sich auch das hohe Dornburger Felsenschloss dem Markgrafen unterwerfen und nur mit Mühe und Noth vermochte dieser Letztere, die nach dem Brande der Schlösser lechzenden Erfurter dadurch zu beschwichtigen und von dannen zu weisen, dass er ihnen die ihrem Weichbilde benachbarte Burg Tonndorff preisgab. —

Mit Wahrscheinlichkeit lässt sich annehmen, dass Günther und seine Bundesgenossen, die Streitkräfte, die sie, freilich verspätet erst, zu vereinigen suchten, benutzt, um den schrecklichen Verwüstungen ein Ziel zu setzen; doch, wir wiederholen es, — im

vielgespaltenen Rathe der Führer, wo jeder Chef über einen Zug Reiter oder ein Fähnlein Fussknechte, befehlen, niemand gehorchen wollte, war es schwer, Erfolge von Belang zu erringen und wieder musst' es Günther sein, der durch Beispiel und Opferfähigkeit die Säumigen, die Zaudernden, die Widerspenstigen mit fortriss. Und in der That, schon um das Pfingstfest, als am 17. Mai 1343, wusste er unter Kaiserlicher Autorität, zu Würzburg, einen ehrenvollen, für sich und seine Parthei günstigen Frieden zu erringen.

Jeder Theil ward vom Kaiser in die gebührenden Schranken verwiesen und Friedrich suchte sogar, klug, — durch ein Separatbündniss Günthern auf seine Seite zu locken, von der Sache des noch immer grollenden Mainzer Erzbischofs abwendig zu machen, damit, falls zwischen Diesem und dem Markgrafen, die Fehde aufs Neue ausbrechen sollte, der kampflustige Kirchenfürst keinen so gefährlichen Helfer in Thüringen finden möge. —

Vielleicht auch wurde schon damals auf das Bündniss hingedeutet, welches bereits nach Jahresfrist Friedrich mit dem Landgrafen von Hessen und andern Fürsten zur Befehdung des kriegerischen und unbeugsamen Mainzers schloss*), der indess dem Streite noch mit Klugheit bis auf Weiteres vorzubeugen wusste. —

„Ewig,“ so hiess es im Würzburger Traktate, „sollen die Fehden aufhören, auf alle Zeiten hinaus wollen die Partheien einander in ihren Grenzen achten und gegenseitig schützen!“ —

Worte, nichts als Worte! und nur zu bald sollten sich diese Floskeln als leer und nichtig erweisen, da die Contrahenten sämmtlich auf der betretenen Bahn der Ländererwerbung und Bereicherung fortfuhren, während durch vortheilhafte Allianz zwischen dem Sohne Friedrichs und Katharinen, der Tochter des reichen Henneberger Grafen Heinrich, die Erwerbung der Pflege Coburg mit allem Zubehör an das sächsische Haus angebahnt wurde, und Dornburg, der hohe Felsenhorst, dessen wir schon oben gedachten, durch Kauf — mit vielen Liegenschaften, aus den Händen der Eigenthümer, Grafen von Hohnstein, und der Schenke von Dornburg**) in Günthers Besitz überging.

*) Vergl. Gretscher, Geschichte des Sächs. Staates und Volkes.

**) Das Geschlecht der Schenke in Thüringen, durch seine Treue gegen die Landgrafen Ludovingischen Stammes so wohlbekannt, verzweigte sich in die Linien von Vargula, Saaleck, Tautenburg, Dornburg u. a. m. Nach mannigfach wechselndem Grundbesitz und zeitweise gros-

Hatten nun die Grafen von Orlamünde, gleichfalls Schwiegersöhne des Hennebergers Heinrich, gegen Uebergabe und Mitgift der Pflege Coburg, drohende Verwahrung eingelegt, so schien der Markgraf durch Günthers neue, unerwartete Erwerbung misstrauisch gemacht, den Zeitpunkt für gekommen ansehen zu müssen, wiederum über die zersplitterten, ungerüsteten Häupter der Feindesparthei herzufallen. —

Wie ein kluger Feldherr wartete er gar nicht ab, bis diese die Hand ans Schwert legen, oder die Werbetrommel rühren lassen konnten, sondern stürzte sich wie der Blitz auf die vereinzelt Achtlosen her. — Natürlich waren die Erfurter wieder auf seiner Seite und unterstützt von einer Schar ihres vielgepriesenen Fussvolks, erstieg er, (wie Alles vermuthen lässt, nach einem Eilmarsch, über wenigbetretene Gebirgswege,) in der Fastnacht 1345, das Schloss des Burggrafen Albert von Kirchberg, das völlig unbesetzte Altenberg.*)

Drei der im Schlaf überrumpelten Burgleute, sich zum Widerstand ermannend, wurden von Armbrustbolzen niedergestreckt, die zehn Uebrigen, aus dem Schlafe auftaumelnd, gebunden den Erfurtern überwiesen, die einen schmachvollen Akt der blutigen Gewalt an ihren Kriegsgefangenen ausübten. —

Ein so schnöder, durch nichts zu rechtfertigender Landfriedensbruch schreckte die Partheigenossen aus ihrer Lethargie. — Erzbischof Heinrich und Günther traten sofort an die Spitze eines neuen Bündnisses und vollzogen mit ihren Freunden, am Sonntag Lätare, zu Eltville bei Mainz, einen umfassenden Traktat, der uns freilich klar verräth, wie fehlervoll und mangelhaft die Kriegsrüstungen und namentlich die Belagerungsanstalten der Allirten waren; — heisst es doch in einem Passus jenes Dokumentes:

„Werke, Katzen, Bliden und sonstig Rüstzeug, so Einer oder der Andere von Nöthen, solle er selber mitbringen;“ indess ward doch Art und Wesenheit der gegenseitigen Hilfsleistungen festgestellt und begannen die Feindseligkeiten ohne Säumniss. —

sem Reichthum, erloschen die meisten Zweige der Familie mit Ausnahme der Tautenburger Linie, die in Preussen fortblüht.

*) Altenberg bei Kahla, „Castrum, dictum Aldinberg,“ nach Löbers Monographie über die Grafen von Orlamünde und Avemanns Gräfl. Kirchbergischer Chronik.

Zum Verzweiflungskampf gestaltete sich die Fehde; man focht nicht nur Mann gegen Mann, sondern verheerte wieder die Dörfer, versengte die Feldfrüchte und führte die gefangenen wehrlosen Landbewohner in Bande. —

Ja, dieser Krieg war grässlich, denn er zerstörte die Früchte des Fleisses so manchen Jahrzehnts. Was aus dem tollen Treiben des Interregnums gerettet worden, was die schreckliche Zeit des entarteten Albrecht überlebt, was die Kriege gegen Kaiser Adolph den Nassauer etwa verschont, oder was seitdem wieder mühsam erstanden, dem ward jetzt ein sicherer Untergang zu Theil, denn bei zerstörten Fruchtgärten, zertretenen Saaten, rauchenden Trümmern vernichteter Dörfer, hörte jede Arbeit des Landmannes auf! — An den Heerstrassen und überall wo Begegnungen stattgefunden, blieben die Gefallenen unbestattet liegen, der Leichenqualm lockte Schwärme von Raben aus den Lüften, das Raubzeug aus den Schlünden unsres Waldgebirges herzu. — Nachts sah man den Himmel von Feuersbrünsten blutig geröthet und die Ferne durchzuckte der verzweiflungsvolle Wehruf der Beraubten, der in Knechtschaft Fortgeschleppten.

Friedrich trachtete vor Allem die Achillesferse seines Hauptgegners zu treffen und warf sich mit Macht auf das emporblühende Arnstadt, Günthers Lieblingswohnsitz.

Belagerungswerkzeug wurde aufgepflanzt und eifrige Anstalt zum Sturm auf die Mauern und Thürme getroffen, — da aber, — nach den Paar ersten Waffengängen, — brach schon Hader und Zwist unter den Führern aus, und Friedrich, des Widerspruchs ungewöhnt, fand ihn plötzlich im eigenen Lager! — *)

*) Bekanntlich hatte das Gräfliche Haus Schwarzburg das Arnstädter Gebiet unter dem Titel eines Kaufs und unter nachmaliger Kaiserlicher Bestätigung erworben. Der Markgraf behauptete dem ungeachtet lehnherrliche Ansprüche darüber zu besitzen und wollte daher Stadt und Schloss Arnstadt geschont wissen. Freilich verhehlte er nicht die Absicht, es für sich selber zu erwerben. Der blühende Zustand der Gewerbe war dagegen den Erfurtern ein Dorn im Auge; namentlich scheinen die durch Kaiserliche Gnade eingerichteten freien Jahrmärkte viel böses Blut gemacht und ihren Neid gestachelt zu haben. Vergleiche Hesse, Geschichte von Arnstadt S. 166 und 167.

Im Chronikon Sanpetrinum heisst es, in Beziehung auf die Jahreszahl, wohl mit Unrecht:

Die mannhaften Erfurter nemlich bestanden auf gänzlicher Zerstörung des Platzes und verharrten mit obstinatem Trotze auf Durchführung des heroischen Planes, obwohl sie dem Markgrafen, der zürnend ihre Führer vor sich beschied, naiv eingestanden,

„es sei Solches schlechterdings nothwendig, um die Concurrenz zu vernichten, die Arnstadt dem Erfurter Handel mache; — und um des willen müsse der Ort vom Erdboden verschwinden.“

Erbittert wandte Friedrich den Krämerseelen den Rücken, sammelte sein Volk, zog noch in derselben Nacht bis Erfurt zurück und wandte sich gegen das Orlamündische Städtchen Buttelsädt, dessen Mauern, von Streitern entblösst, stürmender Hand weniger Widerstand in Aussicht stellten.

Dies war das Zeichen für Günther und seine Waffenbrüder, zum schleunigen Ausfalle gegen Erfurts tapfere Kämpen; — jubelnd schloss sich ihm an, was in Arnstadt nur irgend fähig eine Waffe zu tragen; — doch nur „ein Schlagen war's, nicht eine Schlacht!“ und erst hinter den Gräben und Wällen ihrer eigenen Stadt machten die Flüchtigen Halt, das gesammte Lager und Feldgeräth im Stiche lassend.

Zitternd entsandten die Väter des Raths Eilboten über Eilboten an den Markgrafen, auf die Strasse nach Buttelsädt, fussfällig Abbitte zu thun, demüthig bittend um Hülfe gegen den dräuenden Feind vor den Thoren. —

Friedrich, wir wissen es, so leicht versöhnbar gegen die Städter, heisst die Bürger guten Muthes sein und seine Schaaren eilig den Rückmarsch antreten.

„A. 1342, in vigilia sanctorum apostolorum Simonis et Jude factus est magnus conflictus prope ciuitatem Arnstete, etc.“

Der Tag des Gefechts wäre demnach etwa der 27. October („vigilia“, Vorabend vor Simon und Judas) gewesen, allein auch diese Angabe ist nicht richtig, wie man aus dem Zusammenhang der Thatsachen ersehn wird; steht doch der Zeitpunkt des Friedensschlusses zu Weissenfels, Donnerstag nach Jacobi, 1345, urkundlich fest. — Uebrigens findet sich auch noch eine zweite Lesart in der Chronik des Petersklosters vor:

„A. 1344, circa festum omnium sanctorum (1. Novbr.) facta est discordia inter Marchionem Misn. Fridericum et ciuitatem Erford. ex una parte et Guntherum Comitem de Schwarzburg de Arnstete nec non Fridericum et Hermannum fratres de Wimar parte ex altera.“

Im Schutz ihrer festen Thürme wagen die eben noch Flüchtigen das abgebrochene Gefecht wieder aufzunehmen, wobei den Ortskundigen das von Teichen, Sumpf und Gräben coupirte Terrain nicht geringen Vorschub leistet.

Günthers Feldherrnauge, der Seinen Lage überfliegend, zieht seine Reitergeschwader gegen das Blachfeld zurück, lässt sie an geeigneten Punkten Posto fassen, dann das Gros des Fussvolks sich sammeln und langsam die Höhen gewinnen, um die Städter aus ihrer maskirten Stellung heraus zu locken.

(„Ad Egenstadium, [dem Dorfe Egstedt, südöstlich von Erfurt, zwischen dem Höhenzuge der s. g. „Wagd“ und dem „Steiger-Wald“ gelegen, einem Terrain, in Gestalt einer Sackgasse], berichtet der Chronist Fabricius, im Einklange mit andern Quellen, „in insidiis collocarat equites Comes, ad quem locum cum oppidanos simulata fuga allexisset: subito renovatum proelium et pugnatum est animis ardentibus.“)

Nichts weniger wie „Flucht“ war es, oder Annahme „retrograder Stellung,“ aus s. g. „strategischen Rücksichten,“ vielmehr nur ein meisterhaftes Herauslocken des Feindes aus einem Terrain, dessen Vorthelle nunmehr ganz auf seiner Seite waren.

Doch den Städtern ist der Kamm geschwollen, in Eifer und Hitze folgen sie nach, das Gefecht kommt an den Bergabhängen wieder zum Stehn, auf dem festen Boden halten Günthers Mannen, wie die seiner Genossen, die Stürme der Erfurter kaltblütig aus, ja ihre Linien öffnen sich sogar, sie um so besser zu empfangen.

Da bricht aus der Lisière des Eichwalds die Reiterei wieder hervor und fasst die Angreifenden im Rücken und der Flanke.

Im dichtgedrängten Angriffskeil der städtischen Schaaren mäht das Schwert der Ritter und Reiter und unter Strömen Bluts scheint der Tag bereits entschieden! —

Doch, da schmettern die Drometen des Markgrafen plötzlich das Thal herauf, denn im entscheidenden Augenblick erscheint er mit frischen Truppen auf dem Wahlplatz, und Schwärme von Reisigen stürzen sich hastig vorwärts, um den Bedrängten Luft zu machen. Im Momente stockt die Aktion; die eben noch siegreichen Reitergeschwader müssen nach allen Seiten Front machen und von der Offensive ablassen. Hin und her wogt das Getümmel und Günther muss endlich die Seinigen sammeln, um dem uner-

warteten Feinde, (den das Gerücht so fälschlicher Weise, auf dem Marsche nach Meissen geschildert,) in festerer Stellung die Stirn zu bieten. — Fechtend und wohlgeordnet führt er seine Leute aus dem Kampf, einen neuen Stützpunkt suchend, um dem Gegner des Tages Ruhm und Entscheidung wieder zu entreissen. —

Erst in der Gegend von Arnstadt, da wo die Waldhöhen wieder etwas zurücktreten und eine weite Fläche der Begegnung grösserer Massen Spielraum leiht, da wo die steilabfallenden Ufer der Gera vor Umgehung sichern, erst dort nimmt Günther eine neue Stellung ein, ohne den Seinen, die seit dem Grauen des Tags unter Waffen, Rast und Erholung zu gönnen, — sieht er doch den Markgrafen inmitten seiner Schaaren mit Mühe die Ordnung aufrecht erhalten. Hier verleiht der Fürst Belohnungen, dort ertheilt er den Ritterschlag an die Tapfersten, indess ein neuer Aufmarsch nicht zu Stande zu kommen scheint. —

Im Moment nun, wo Günther seine Reiter wieder zum Angriff führen will, trifft neuer Drometenruf sein Ohr und eine stattliche Colonne Gewappneter debouhirt aus dem Brückenkopf. — Jauchzen durchdringt das Heer, „das sind die Mannschaften, die der Mainzer Erzbischof durch seinen Bruder Rupert zur Stelle entsendet!“ In kleinen Tagemärschen vom Rheine her sich fortbewegend, kommen sie so spät und doch noch zeitig genug, um ihr Schwert in die Wagschale zu legen und den blutigen Lorbeer pflücken zu helfen. Neuer Muth beseelt die ermüdeten Kämpfer, Siegesgewissheit dringt durch die Reihen, und unter Günthers Schlachtruf brausen die rasch zur Sturmcolonne vereinigten Reiter-schaaren unaufhaltsam vorwärts. — Hier gilt es die Scharten der verflossenen Stunden auszuwetzen, gilt es für das Erbe der Väter und die eigene Unabhängigkeit einzustehn! „Jetzt oder niemals,“ ist die Losung des Augenblicks!

Umgeben von den Häuption seiner Waffenbrüder bleibt Günther überall voran, sein Schwert, seine Stimme sucht herausfordernd den Markgrafen im Kampfgewühl, — doch in wilder Flucht reißt das Heer den Fürsten, den Führer, dessen Commando niemand mehr Folge leistet, mit sich fort. Aus vielen Wunden strömt sein Blut zur Erde; vergebens sucht er eine Handvoll Leute, die dem gegnerischen Choq nicht erlegen, zu sammeln und den Rückzug zu decken, doch umsonst! Todt liegen seine besten Hauptleute

auf der Wahlstatt, — Wenzel von Stein,*) Heinrich von Heroldshausen und Dietrich von Tennstedt, — (alle aus Thüringischem Geschlechte,) und viele Andre noch, sind Günthers Reitern erlegen, und besiegeln ihre Treue in blutigem Tode! —

Um ein Haarbreit würde Friedrich selbst, nebst den Trümmern seines Heeres niedergehauen oder in Gefangenschaft gerathen sein, wenn nicht die Laune der Kriegsgöttin es beschloss, nach so wechselvollem Tage noch einmal die Entscheidung, oder den Ausgang vielmehr, dem blinden Zufall in die Hände zu spielen. —

Dumpfe Gerüchte vom Schwanken der Schlacht, veranlassen den Abt des Petersklosters zu Erfurt und die Väter der Stadt einen Wagenzug gen Arnstadt zu entsenden, um die Verwundeten aufzunehmen und die Todten.**)

Ihnen voraus schreiten Drometer oder Pfeifer, nach der Sitte des Zeitalters; — auf wirbelt der Staub in den letzten Strahlen der Abendsonne und hüllt den langen Tross in eine dichte Wolke, die die Fliehenden, zu Tod Gehetzten, unter Geschrei und Lärm in sich aufnimmt. —

„Das sind feindliche Reiterschaaren,“ ruft es in Günthers Heer, „das ist Succurs!“ und Günther ordnet die Seinen, dem neuen Angriff zu begegnen, obwohl der Tag sich zu Ende neigt und die Nacht die Partheien zu trennen droht.

Das Benehmen der Trossbuben und Wagenlenker bei solchen Gelegenheiten ist so sprichwörtlich, dass wir ihm kein Wort zu widmen brauchen.

Wie Günther das Fussvolk zur Stelle geführt, zu erneutem Angriff ordnet, er selbst mit seinen Reitern wieder voransprengt, findet er nur einen von Verwundeten und Sterbenden übersäeten

*) „Dominus de Lapide.“

Jovius.

**) Nicolaus v. Syghen erzählt: „Abbas Sancti Petri conjungi jussit tres currus monasterii, in quibus defuncti adduci deberent. Simile fecerunt aliqui de civibus amicatis et potentioribus erford., qui suos defunctos ad paterna sepulcra tumulari affectabant aut etiam vulneratos si qui nondum essent defuncti sed lesi ad Erfordiam reducerentur et sic cum aliquali potentia licet timore erf. exeuntes habentes duos fistulatores in curribus. Qui cum circa Arnstete venissent cum magno clamore atque strepitu nutu dei civitati appropinquarunt.“

In Uebereinstimmung hiermit berichtet uns Jovius, S. 339.

Pfad, indess gen Erfurt zu, in rasender Flucht der umkehrende Wagentross verschwindet. —

So wird des Siegers Grossmuth herausgefordert und die Sonne sinkt über seiner ruhmvollsten That, über einem Akte edelster Schonung am geschlagenen Feinde.

Zwar verhöhnen die Entkommenen und der städtische Janhagel seinen Irrthum und erfüllen die Gassen mit dem unverständlichen, unverständigen Rufe:

„Thüringer Lande und Rüsteberg,“

um auch gleichzeitig ihren Spott über den Mainzer Bischof und sein festes Schloss auf dem Eichsfelde auszulassen, allein das Haupt der Parthei, der Markgraf mit den Seinen, ist in einer Weise zu gerichtet, dass der Ernst seiner Lage ihm deutlich genug vor Augen stehen muss, wenn wir von einer Lage überhaupt reden dürfen, da der Chronist Rohte uns versichert:

„Do bleip her zcu Erforte in der stadt fier ganzir wochin, wnde konde wedir gesitzcin noch gelegin, also waz her zcuslagin.“ —*)

Bei so drastischen Motiven hört jeder Spott von selbst auf! — Wohl aber müssen wir die Thatkraft des kranken, verwundeten Fürsten bewundern, der auf dem Schmerzenslager neue Mittel auffindet, den Kampf, der eine so hoffnungslose Wendung genommen, wieder neu zu beginnen, denn dürfen wir dem ebengenannten Rohte trauen, so schliesst er einen Scheinfrieden, — einen Frieden in der vorausgefassten Absicht, ihn bei nächster Gelegenheit wieder zu brechen, — mit den gegen ihn im Bunde stehenden Grafen von Orlamünde ab und sprengt auf diese Weise die mächtige Allianz, die ihm den Untergang gedroht! —

Der Auszug der Fehde ist bekannt, Friedrich, den schweren Wunden nur vier Wochen Heilung vergönnend, ändert seinen Angriffsplan und richtet ihn gegen Dornburg, die weit abgelegene, neue Erwerbung seines Hauptfeindes; — doch Dieser, Tag und Nacht im Sattel, alle Schritte des Markgrafen erspähend, greift inzwischen einen Trupp von 20 seiner Reisigen auf und wirft sich noch zeitig mit dem Kerne der Getreuen in sein Felsenschloss. —

*) Landgravius Fridericus in tantum percussus atque vulneratus fuit, ut per integrum mensem s. IV septimanas erfordie in lecto decubuit (sic!) ita ut vix sedere aut jacere posset.“ vid. Nicol. de Syghen.

Wer nicht kennt die sprechend ähnliche Abbildung von Dornburg in des alten Merian bekanntem Werke? Mit kindlicher Treueherzigkeit hat der Autor, als Staffage seines Bildes, dort eine spätere Belagerung des Platzes gewählt, wo Croaten und Panduren, mühsam die Felsenpfade emporklimmend, von einer Handvoll Vertheidiger die steilen Mauern hinabgestürzt werden und Ross und Reiter, zu furchtbarem Knäul geballt, die Felsenwände hinabrollt, um just in die Saale zu liegen zu kommen. Hegen wir auch bescheidene Zweifel, dass der kriegskundige Fürst eine strategische Monstrosität begangen, als wie Cavallerieattaquen auf hohe steile Mauern; so hat uns doch die Geschichte in mehreren Urkunden den Nachweis geliefert, wie lange der gestrenge Friedrich vergebens vor dem hohen Felsenhorste lag und jede Concentration seiner Streitmacht zu neuen und immer neuen Stürmen nur Opfer kostete, ohne Erfolge zu bringen!

„In qua (obsidione),“ sagt der Chronist Fabricius, „menstruo spatio consumpto, cum multi,“ (also markgräfliche Krieger), „telis ac missilibus cotidie laederentur, re infecta discedunt.“

Und so schlug er denn Günthern einen zweiten Frieden vor, unter feierlicher Anerkennung aller seiner damaligen Rechte, Lande und Grenzen. — Die Umwandlung des Rechtstitels an Dornburg zu einem Lehen, die Einräumung des Vorkaufsrechtes an demselben, die Verzichtleistung auf das vor Jahren an die Erfurter verlorene Tonndorff, (Tungdorf), ward vorbehalten, dagegen die Gefangenen ohne Lösegeld gegenseitig ausgetauscht und die gemeinsame Handhabung des Landesschutzes bedungen.

Günther, wie aus Allem hervorgeht, von seinen Waffenbrüdern verlassen, und eingedenk, dass im Verlauf der Fehde seine beiden Vettern, Heinrich und Rupert, in Feindeshand gerathen, wies die dargebotene Sühne nicht zurück und vollzog zu Weissenfels, am Donnerstag nach Jacobi desselben Jahres, (1345),*) den zweiten Friedenstraktat. —

Wie grosses Gewicht der Markgraf auf den Abschluss der Fehde legte, erhellt noch aus der Menge der, als Zeugen und Bürgen der Sühne, hinzugezogenen Prälaten und Herren.**)

*) Man ersieht aus diesem Datum das Schwankende der Angaben, deren auf Seite 22 gedacht ist.

**) „In dise Sune zcihen vnd nemen wir bi namin die Erwürdigin

Auf diese charakteristische Weise endete die zweite Phase des blutig verhängnissvollen „Grafenkriegs,“ die Mehrzahl der Genossen Günthers scheint schon vorher die Waffen niedergelegt zu haben, oder wie könnten sonst die Vögte von Weida und Grafen von Hohnstein als Träger und Bürgen der Sühne mit aufgenommen sein, ebenso treten Burggraf Albrecht von Kirchberg und Tyzel von Elchleben als Schiedsmannen Günthers auf, denen der „Edilman“ Conrad von Tannerode „d’elde,“ als Obmann, unter den Friedensschliessenden Commissaren beigegeben wird, so dass kein Zweifel bleibt, dass Günther mehr oder weniger isolirt dastand, als er sich zur Vertragung der Sache bequeme. —

Der Grafen von Orlamünde war nur in dem Passus gedacht: „Vmme Schowinforst daz Hus ist iz also geredit daz wir daz sulln wid’ statin vnd abe wechsel irem Omen grafen Heinriche von Orlamund dem jungin mit andē vesten vnd gutin die yenseit d’Sal in dem Ostirlande gelegen sint, vnd als gut sint als Schowinforst ist vnd daz der zcu gehorit,“ des biedereren Erzbischofs Heinrich von Mainz dagegen, ward mit keiner Silbe Erwähnung gethan; doch wo war er, wo sein waffenkundiger Bruder, der Graf von Virneburg, geblieben, während Günther, Dornburg, seine einsame Felsenveste vertheidigen musste?*) — Die Geschichte gibt uns keine Auskunft und wir wissen nur, dass auf

H’reu H’reu Wytigen Bisschouen zcu Nuenburg vnd H’reu Heinrichē Bisschouen zcu merseburg, die hochgeborn Fursten Rudolffen H’zcogin zcu Sachsen vnd sine Sune Otten Lantg’uen zcu Hessen den Jungen, B’nharten Grafen von Anhalt H’rn zcu B’neburg vns ’libē Oheime, Albrechtē Grafen von Anhalt-H’reu zcu Kethene vns’n libē Swage’ die Edeln lute, Grafin Heinrichē von Hoinstein des Sunderhusin ist, Heinrichen den alden vnd Heinrichē den jungen, voyte von wyda Siffriden, vnd Otten die jungin Grauen von Mannesfeld, die Burge’ vnd die Stat zcu Erfurte vorgenantin, die Burge’ vnd die Stat zcu Halle vnd alle andere vnsere vnd ire helffe’ vnd diene die durch vns’n vnd iren willē in disen krig sint kumin vf vns siten.“

Aus d. Original im Fürstl. Schwarzbg. gemeinsch. Archive zu Rudolstadt. Sc. III. No. 14. Der Markgraf führt bezeichnend in den Eingangsworten den Titel eines „Grafen von Orlamunde.“

*) Auch Graf Ruprecht von Virneburg ward in die Sühne mit aufgenommen und tritt in einer Urkunde Günthers und des Markgrafen als Bürge hinsichtlich der Auslösung der Gefangenen auf. Vergl. Hesse, Gesch. v. Arnstadt, S. 155.

die obgeschilderte Weise das ursprünglich so mächtige Bündniss für immer gesprengt blieb und mit dem ganzen Ingrimme seines finster despotischen Charakters, sich nun der Markgraf zunächst auf die vereinzelt dastehenden Orlamünder stürzte, die obwohl nach mannhafter Gegenwehr, der Uebermacht erliegen mussten, wie bei späteren Gelegenheiten die Herren von Salza und so manch anderes von den zahlreichen Geschlechtern unsers Landes, die in ihrer Isolirung eine willkommene Beute Dessen wurden, der seine Bestrebungen mit Flammen und Blut, mit allen Greueln eines barbarischen Zeitalters, in die Annalen unsrer Geschichte eingezeichnet hat.

Doch der Verfolg dieser für unser Land und seine Bewohner so unseligen Fehde gehört nicht hierher, da sie den Helden unsrer Darstellung persönlich nicht weiter betrifft.

Anderer Thatsachen dagegen haben wir zu gedenken, ehe wir zu den Hauptereignissen übergehn, welche grösseres Interesse bieten. — So scheinbar unbedeutend sie Manchen bedünken werden, so werfen sie doch ein helles Licht auf Günthers Privatleben und liefern den Beweis, wie er innerhalb, wie ausserhalb seines Hauses, überall wo es sich um Herstellung des Rechts und dessen Autorität handelte, für dasselbe in die Schranken trat. — Hierher gehört namentlich der Abschluss und die Regulirung von Familienverträgen mit den sämmtlichen Agnaten seines Stammes, hervorgerufen durch das Absterben seines reichen, kinderlosen Oheims, Günthers d. Ae., dessen bereits obgedacht — und der nicht nur die Hälfte von Blankenburg und Zubehör, sondern auch die Städte Saalfeld und Pösneck, nebst dem umliegenden Gebiete besessen hatte.

Hierüber wie über die von aussen, wie wir wissen, vielangefeindeten Rechtstitel von Arnstadt brachte unser Günther eine glückliche Einigung zu Stande; wir sagen „glücklich,“ denn ihr haben es wohl noch heute die beiden souverainen Linien seines Hauses zuzuschreiben, dass Wohlstand, Unabhängigkeit und Frieden ihr Loos geblieben ist. —

Gleich gross aber war sein Eifer, wenn es das allgemeine Beste galt oder die öffentliche Sicherheit zu fördern noth that. — So sehen wir ihn noch vor Ablauf des Jahres 1346, also nur ein Jahr nach dem Friedensschlusse, in neuer Fehde, um seine Freunde und Vettern, die Hohnsteiner, wie auch gleichzeitig die Städte

Quedlinburg und Nordhausen, (der Hülfe gegen den Grafen Hermann zu Stolberg dringend bedürftig,) in seinen Schutz zu nehmen.

Mit ansehnlichen Streitkräften rückt Günther vor das feindliche Bergschloss, Erichsburg bei Harzgerode, dessen Besatzung indess hitzigen Widerstand leistet. Endlich gelingt die Erstürmung. — Graf Hermann und der Führer seiner Schaar erliegen Günthers Schwerte; an Denen, die mit den Waffen in der Hand gefangen werden, vollstreckt die Erbitterung der Hartgeschädigten ein rasches Urtheil. —

Wider Erwarten gestaltete sich das Verhältniss zum Markgrafen aufs Beste. — Günthern und seinen tapfern Arm, seine Mäßigung und Menschlichkeit, seinen klugen Rath hatte er achten und schätzen gelernt. Wir ersehen dies deutlich aus den Ergebnissen einer Zusammenkunft in Eisenach, am 21. April 1347. Dort reguliren beide vormalige Gegner die gegenseitigen Zoll- und Verkehrsverhältnisse ihrer Länder und von freien Stücken räumt Friedrich dem versöhnten Feinde namhafte Vortheile ein. *)

Dies schöne Friedenswerk, dazu bestimmt, für die Bevölkerung unsres tieferschöpften Landes nicht ohne segensreiche Folgen zu bleiben, sollte dem ernsthaftesten und wichtigsten Ereignisse vorausgehn, doch glauben wir einen Moment innehalten zu müssen, um einen Blick auf die allgemeinen Zustände im gemeinsamen Vaterlande zu werfen, und uns die Lage der Dinge zu vergegenwärtigen, das Verständniss der so räthselhaften Verkettung der nachfolgenden Thatsachen recht klar zu machen! —

*) Die Urkunde datirt vom „Sunnabend vor St. Georgi tage,“ des genannten Jahrs und befindet sich im gemeinsamen Archive zu Rudolstadt; unter den Zeugen erblicken wir manche, im Verlauf unserer Schilderung bereits erwähnte Personen, so den unglücklichen Grafen Hermann von Orlamünde, den Edeln Friedrich von Wangenheim, denselben, der, weit gerühmt als der Tapferste im Heere, seinen Gebieter, den Markgrafen, einst am Hofe König Eduards III. von England, zum Ritter geschlagen, ferner den Hofrichter Albrecht von Maltitz und A. m.

III.

Schilderung der allgemeinen Zustände.

Schon aus der Darstellung der unaufhörlichen Fehden und Streitigkeiten, der Barbarei — oder des Terrorismus vielmehr, mit welchem, bei mangelnder oder unzulänglicher Rechtshülfe, die Partheikämpfe geführt wurden, der Sühnen, Friedensschlüsse und Bündnisse, die nur geschlossen schienen, um sie zu verletzen oder zu brechen, wird uns deutlich, welch namenlose Zerrissenheit im weiten römischen Reiche deutscher Nation herrschte und wie so schwierig, ja nahezu unmöglich, einen geordneten Rechtszustand herbeizuführen!

Durch Tausch, Kauf und Pfandschaft, wanderten Land und Leute aus einer Hand in die andre, um alsogleich darauf Gegenstand einer Polemik zu werden, die ihre Thaten nur mit Flammen und Blutströmen in die Tafeln der Geschichte trug. — Erliegend unter der Last des Unglücks, jedes Hoffnungstrahles verlustig, verbreitete sich darum mächtig im Volke der Glaube und die Ueberzeugung eines, von fanatischen Sehern vorausverkündeten Weltuntergangs. —

Und in der That, kein Zeitalter mochte wohl geeigneter erscheinen, Gemüth und Einbildungskraft mehr zu erregen, die grausigsten Schreckbilder vor die Seele zu rufen, als jene Tage, „denn die Natur selbst war es, welche die entsetzlichen Anschauungen heraufzubeschwören und zu unterstützen schien, — die Natur, die seit einer Reihe von Jahren aus ihren Fugen gewichen, den Gedanken an ihren Untergang, ihre Auflösung erregen musste. — Furchtbare Zeichen des Himmels deuteten einen Wechsel der Dinge an. — Schon seit dem Jahre 1333 hatten im östlichen Asien, im fernen China, die Elemente begonnen, in verderblichen Aufruhr zu gerathen. Ueberschwemmungen traten ein, wie man sie nie vorher erlebt, dann kamen Perioden der Dürre und des Sonnenbrandes, welche jeden Halm, jedes Blatt zu Staub versengten. Der Boden klaffte auf, schauerliche Schlündeweisend, und Berge stürzten zusammen. — Ein Erdbeben von unerhörter Stärke verwüstete Cypem, Griechenland, Italien und die Alpen-

länder. In Kärnthen wurden 30 Ortschaften und die Stadt Willsach von Grund aus zerstört und verschüttet.

Der Hungersnoth, die unter dem Zorn der Elemente begonnen, folgten auf dem Fusse schreckliche Begleiter, Heuschreckenschwärme und entsetzliche Krankheiten. — Von den ersteren wurden die südlichsten Lande deutscher Zunge förmlich verheert, — ward doch einer jener Züge drei Meilen in der Breite befunden, während seine Länge die Tagereise des schnellsten Reiters noch übertraf. Aber in noch erschrecklicherem Maasse wüthete die Pest, der schwarze Tod, unter den geängsteten Zeitgenossen. „Von den fernsten Marken des Orients langsam, aber unaufhaltbar vorschreitend, wie ein göttliches Strafgericht, wälzte sich dies entsetzliche Uebel über das ganze Abendland her, überdeckte den Menschen mit schwarzen Brandblättern, warf ihn oft auf der Stelle nieder und liess keine Rettung zu, da jede Kunst der Aerzte an ihr zu Schanden ward.“ Allein in Deutschland wurde über eine Million Menschen von ihr hinweggerafft und die Geschichtsschreiber melden, dass sie bei uns nicht am heftigsten gewüthet. — Einzelne Städte zählten ihre Todten, Basel wies 14000 Leichen nach, Strassburg und Erfurt je 16000; auch die Franziskaner-Minoriten in Deutschland hielten eine Zählung der Opfer aus ihrer Mitte, und es fanden sich ihrer mehr wie Hunderttausend! — Vulkanische Ausbrüche, Erdbeben und Orkane wechselten mit diesen Schrecknissen ab, wunderbare Meteore erleuchteten den nächtlichen Himmel, eine grosse Flammensäule sah man grade über dem päpstlichen Palaste zu Avignon, den von Todesangst erfüllten Seelen bestätigend, dass jene Heimsuchung von Oben gesandt sei. — „Und doch schien alles Erlittene nur ein Anfang des Endes, dem die jammernden Völker nicht Deutschlands allein, nein der Erde, zitternd entgegenschauten. Ein schauerliches Gefühl musste Jeden ergreifen, die Ahnung noch entsetzlicheren Unheils sich unwiderstehlich dem Leichtsinnigsten und Sorglosesten aufdrängen, wenn er sich nur über die Schwelle seines Hauses wagte, denn eine verdorbene, betäubende Luft, eine feuchte Wärme, mit starkem, übelriechendem Nebel, schlug ihm entgegen, vor der selbst die Thierwelt in Schrecken und zitternde Furcht verfiel.“ Musste nicht da jedes Herz in zagender Bangigkeit den Untergang Aller, oder beim rettungslosen Hinsterben so Vieler, das eigene Stündlein erwarten? —

Und dennoch gab es Viele, die nur in bacchantisch wilder Freude, in tollem Sinnentaumel, ein Gegengewicht für alle Schreckenisse und Plagen suchten, Solche, die in der Ueberzeugung des baldigen Endes aller Dinge, wenigstens die letzten Lebenstage in überschäumender Lust verbringen wollten — und trunken sich jeden Gräul verstatteten, so scheusslich, als ob er ein Kind jener Pest sei! —

„Bei den geschilderten Vorgängen und Naturereignissen, bedurfte es in der Mitte des 14. Jahrhunderts nicht auch noch der inneren Zerrüttung des moralischen Lebens und der sittlichen Zustände, des haltlosen Verfalls unter dem Clerus, des traurigen Kampfs zwischen Staat und Kirche, zwischen Kaiser und Papst,“ — der übermüthig drohenden Haltung Frankreichs, seines wahrhaft kani- balischen Hohns, allen wackeren Bestrebungen Deutschlands gegenüber, — „des Umsichgreifens aller rohen Gewalten, um die Menschen in einen Zustand und eine Stimmung zu bringen, worin sie in wildem Fanatismus entweder das Blut Anderer vergossen, jener unglücklichen Hebräer, die zu Tausenden todtgeschlagen, er- säuft, verbrannt, gemartert wurden,“ — nachdem man bald hier das Märlein ersonnen, die Landplagen seien eine göttliche Strafe, weil die Juden mit geweihten Hostien Missbrauch getrieben, und bald dort das Gerücht von einer allgemeinen Judenverschwö- rung ausgesprengt, die von Spanien aus geleitet werde, um die ganze Christenheit zu vergiften, und die Pest sei nur die na- türliche Wirkung,*) — „oder, in räthselhafter Sinnverwirrung gegen das eigene Blut wütheten, das jene wallfahrenden Scharen der Fla- gellanten mit ihren schrecklichen Geisseln einander aus dem Kör- per peitschten.“ — „Schwärmerische Ideen einer sittlichen Läuterung

*) Am Sonnabend vor Lätare, 1349, betraf die Verfolgungswuth auch die Israeliten zu Erfurt und die Bürgerschaft brachte mit Zu- lassung des Stadtraths über hundert derselben ums Leben. Die Ue- brigen, deren Zahl auf mehr wie 3000 angegeben wird, retteten sich in ihre Häuser und verrammelten die Zugänge. Aber die Menge der An- stürmenden wuchs, wegen der Hoffnung auf Straflosigkeit, immer mehr und man zauderte nicht Feuer anzulegen, so dass die unglücklichen Be- lagerten nebst ihren wehrlosen Angehörigen und all ihrer Habe den Flammen zum Opfer fielen. „Viele zündeten, Angesichts eines sicheren Untergangs, mit eigener Hand ihre bedrohten Häuser an und verbrann- ten sich mit ihnen auf einem Scheiterhaufen.“

Vergl. Chronik des Petersklosters, 340 ff. v. Gudenus, 104—106, gibt die Zahl der zu Erfurt gemordeten Israeliten auf 6000 an.

in ihren wunderlichen Cultus mengend, trieb sie der Gedanke, jene Züchtigungen, jene aszetischen Bussfahrten müssten den zürnenden Gott, der das Menschengeschlecht mit Qualen heimsuche, „zähmen,“ sie standen ihm bei, sie zeigten sich ihm hülffreich, in rastloser Ausübung seiner Strafgewalt, gleichwie man einen Rasenden zu besänftigen glaubt, indem man ihm jeden Willen thut.“*)

Hierauf mochten wohl die Worte des Liedes zielen, das sie unterm Schwingen ihrer blutigen Geisseln absangen, wenn sie, schwere Kreuze schleppend, mit entblösstem Rücken, in langen Zügen durch Dörfer und Städte pilgerten. —

„Nu is die betevart also hehr,
Christ reit selber gen Jerusalem,
Er füerete ein Kriuze in seiner hant:
Nu helfe uns der heilant!

Nu hebet auf eure hände,
Dass Gott das sterben wende,
Nu hebet auf eure Arme,
Dass sich Gott uns erbarme!

Nu ist die betevart also guot,
Hilf uns Herr durch dein heilig bluot,
Das du an dem Kriuze vergossen hast
Und uns in dem ellende gelassen hast!

Nu ist die strasse also breit,
Die uns zu unser frowen treit,
In unser lieben frowen lant,
Nu helfe uns der heilant.

Wir sollen die buosse an uns nehmen,
Dass wir Gote desto bass gezemen,
Aldort in seines vaters Rich.
Das bitten wir dich alle glich.

So bitten wir den heiligen Christ,
Der aller welt gewaltig ist.“

So oft sie an eine Kirche kamen, warfen sie sich mit ausgebreiteten Armen, also unter Nachahmung des Kreuzes, zu Boden und sangen:

*) „Schon die Verbindung der Reuwinen oder Beguinen und der Begarden mochte gleichen Ursprungs sein. Der Kirche erschienen jene Verbrüderungen, jene von Laien ausgehende Schwärmerei, um so gefährlicher, als sich Ideen einer Kirchenreformation mit einmischten, darum that sie der Papst schleunig in den Bann. Einer ihrer Führer, Constantin, wurde zu Erfurt verbrannt, weil er sich für den Messias ausgab.“

Wolfgang Mentzel, Gesch. der Deutschen.

„Jesus, der wart gelabt mit gallen,
Dess sollen wir alle am kriuze fallen!“

Jeder erhielt von seinen Brüdern die Absolution, ohne mündlich beichten zu müssen, mit den Worten:

„Steh auf durch der reinen marter ehre,
Und hüte dich vor sünden mehre.“

Und so zogen sie denn vorüber, mit ihren Kreuzen, Fahnen und Fackeln, die Häupter ver mummt, dass man aus den schwarzen Verhüllungen nur die tiefliegenden Augen hervorleuchten sah, — mit ihren schaurigen „Leisen“.

„Ein anderer Theil des Volks dazwischen klammerte sich mit seiner ganzen Hoffnung an ein Phantom und Sagegebilde.“ Er konnte, er wollte nicht glauben, dass die grossen Kaiser auf immer dahin gegangen seien. Er lebte dem Gedanken, dass der grosse Hohenstaufe, sei es der verzauberte Rothbart im Kyfhäuser, sei es Kaiser Friedrich II., glorreichen Andenkens, „als von Gott mit wunderbarer Kraft ausgerüsteter Monarch, wiederkehren werde, um die Kirche wieder aus den schmachvollen Banden Frankreichs zu erlösen, nicht nur des Reiches alte Herrlichkeit wieder herzustellen, nein dem ganzen Erdkreis Heil und Frieden zurückzubringen!“

So trug man denn die **unsterbliche Idee des Kaiserthums** auf jene Helden selbst über und die ewige, — ja diese nimmer zu ertödtende Sehnsucht nach einem wahren und ächten deutschen Kaiser trat wieder so recht klar und lauter zu Tage.

„Er werde,“ sagten jene Gläubigen, „den Unterschied von Arm und Reich ausgleichen: der armen Jungfrau den reichen Jüngling vermählen, dem reichen Weibe den Darbenden zum Manne geben, der Nonne den heiss und heimlich ersehnten Gatten, dem Mönche die entbehrte treuliebende Gattin, den Beraubten, Waisen, Wittwen und Unterdrückten ihre Habe wieder reichen, — Allen Gerechtigkeit verschaffen! Den reichen Clerus werde er so unerbittlich verfolgen, dass die frommen Patres ihre Tonsur, um sie nur unsichtbar zu machen, in der ängstlichsten Weise zu verbergen suchen würden, und unwürdiges Pfaffenvolk werd' er wie Strolche von der Erde ausrotten.“

Wer konnte es dem jammernden, verzweifelnden Volke verargen, den Gedanken an einen besseren, erträglicheren Zustand zu fassen?

„Ein grosses, mächtiges Reichsoberhaupt, das furchtlos und treu eine grosse, zu Boden getretene Nation zu alter Herrlichkeit

und Ehren zurückführen werde, ward das Ideal Aller, die noch einen Funken von innerem Halt, von Energie und von Glauben in der Brust trugen und sich nicht, wie der grosse, sinnlose Haufe, jeder Lust und jedem Laster in die Arme stürzten, wähnend, die heutige Sonne werde die letzte sein.“

Unter diesen Zuständen nahte sich der alte Kaiser Ludwig seinem Ende, müde das Scepter noch haltend, dem seine Hand doch nicht gewachsen war und mit dem er, bei allem edlen Streben, allem rechten Willen, nicht Friede gebieten konnte in Deutschland, geschweige denn in der weiten Christenheit, — und wie kaum in den Schreckenstagen des dreissig jährigen Interregnums, vor mehr wie hundert Jahren, vereinte sich Alles, was noch die Fähigkeit des Hoffens, Fürderdenkens besass, auf den einen Gegenstand: Den Wiederbringer der alten Ehren, den Retter aus Schmach und Noth! —

„Aber die obgeschilderten Heimsuchungen begannen allgemach auch ohne eines todtten Heldenkaisers Auferstehung sich erträglicher zu gestalten, die Naturereignisse kamen in Ahnahme, die Pest schlich unstät von Ort zu Ort *), wandte sich dann gen Norden,“ um nur da und dort emporzuflackern, wie ein heimtückischer Waldbrand.

Ein Theil der Hoffnungen, die sich an des Hohenstaufen Erweckung geknüpft, schien sich auf Markgraf Friedrich den Ernsthaften, Günthers alten Feind, richten zu wollen, in dessen Adern das Blut unsrer edeln, grossen Kaiser rann, — war doch Margaretha, seines Vaters, Friedrichs des Gebissenen, unglückliche Mutter, eine Hohenstaufin, die Tochter Dessen, den das Volk wie einen Messias zurück erwartete.

Doch unsre Chroniken und Geschichtsbücher belehren uns, dass Friedrich, nachdem er in der Salzaer Fehde den ersten Feuerpfeil in die belagerte Stadt geschleudert, und seinen Siegerpfad, über rauchende und blutende Trümmer, über „verkohlte menschliche Gebeine,“**) genommen, in ein Gebrest verfallen war, das

*) Sie tauchte namentlich in Frankfurt a. M. wieder auf und raffte binnen 72 Tagen 2000 Menschen hin, unter ihnen 35 Priester und mehrere Aerzte. Dies gab zur Vermuthung Anlass, dass der dortige Arzt Freidank und sein Opfer — derselben Epidemie erlegen wären, eine Annahme, die durch nichts bestätigt wird. Vergl. „Chron. Dominicanorum“ von Jacquin, p. 74. Römer-Büchner: „König Günthers Tod“, S. 6.

**) „Der was me wan tusint und achthundirt, dy verbrantin unde vor hitze yn dy borne filin.“

ihm verwehrte den Harnisch zu tragen, und diese Körperschwäche so wird behauptet, veranlasste ihn, die Kaiserwürde auszuschlagen.*) Ihm bot zudem, wie allgemein die Sage geht, ein mächtiger Rival 10,000 Mark Silbers als Abfindung, und selbst neuere Schriftsteller, wie Gretscher, scheinen nicht abgeneigt, zu unterstellen, dass Friedrich einer derartigen Gabe nicht unzugänglich gewesen, — wies er doch eine weit geringfügigere Schenkung und andre Vortheile nicht zurück, wie wir im Anhange urkundlich constatiren werden.**)

Doch mit der Ablehnung eines Reichsfürsten, war der Wunsch, war der Trieb nach Einigung, nach Besserung nicht erloschen, nur heisser und inniger vielmehr gab er sich überall und allenthalben im Volke kund! Nach England hinüber wandte sich der Wahlfürsten Blick, von dort her sollte der Retter gerufen werden, König Eduard III. Deutschland von den Böhmen und von Frankreichs Einfluss durch den Papst befreien; aber auch er konnte die ihm überbrachte Nachricht seiner Erwählung nur dankbar ablehnen, konnte dem Verlangen der Deutschen nicht willfahren; denn theils wurde der siegreiche Fürst durch eigene Kämpfe, die Kriege gegen Schottland und Frankreich, durch die abmahnende Stimme des Parlaments, theils durch die schlaun Künste eines gefährlichen Nebenbuhlers verhindert! Auch der kriegsgewohnte Markgraf Ludwig von Brandenburg, Kaiser Ludwigs Sohn, den der Mainzer Erzbischof gerne gewählt sehn mochte, ging auf die Unterhandlungen nicht ein, und selbst Heinrich von Anhalt wies jeden Antrag zurück.

*) Man vergleiche hierüber Fabricius, pag. 654 Wideburgii originalia et antiquitat. Margravorum, pars II. pag. 83 seq. und Albertus Argentiniensis, p. 146. —

**) Nach Andern soll Carl dem Markgrafen nur 8000 Schock grosser Pfennige, Prager Münze, gegeben haben. So behauptet auch Jovius, Seite 345, unter dem Hinzufügen, dass man Friedrich wegen dieser Summe auf die Steuer des Königreichs Böhmen angewiesen habe und dieselbe um Fastnacht 1349 ausgezahlt worden sei. — Das „Sachsenhaus“, auch der „sächsische Hof“ genannt, jenes stattliche Gehöft zu Prag, welches Carl dem Markgrafen verehrte, liegt in der Brückengasse, unweit der Moldau; es hatte ursprünglich ein flaches Dach, auf welchem Friedrich der Ernsthafte einen Wasserbehälter mit Fischen unterhielt. Im Jahre 1558 wurde das Gebäude dem Chursächs. Rathe Joachim von Gersdorff geschenkt. (Urkunde im Dresdener Hauptstaatsarchiv. Copial 222, Blatt 191.)

O wie tief war das unglückliche Deutschland gesunken, dass man die heilige Krone Carls des Grossen vergeblich umbot und vor der Aussicht, an die Spitze der Nation und der Reichsfürsten zu treten, so Viele zurückschauderten!

Doch, wie dem einzelnen Sterblichen, der durch eigene Schuld, durch fremde Tücke oder Fügung des Schicksals, niedergleitend auf dem verderblichen Pfade zum Abgrund, Momente kommen, — lichte Augenblicke gleichsam, des Besserwollens, des sich Aufraffens, Stunden einer Einkehr bei sich selbst, — so schien auch unserm Volke oder seinen Machthabern und Gebietigern endlich der Augenblick geschlagen zu haben, wo ein Versuch zum Bessern, ein Tasten nach der rettenden That, von ihnen gewagt wurde. Aber welches waren ihre Mittel? — Es ist ein dunkles Blatt aus der Geschichte Deutschlands, das wir zur Hand nehmen, um den Leser einige Schritte rückwärts, nach dem Beginn und Ursprung jener Wirren zurückzuführen, — und verschiedenartig haben die Stimmen der Zeit seinen Inhalt beurtheilt. „Meineid,“ rufen die Einen, „Ehrenrettung,“ die Andern, indess was von Thatsachen in unsern Annalen verzeichnet steht, von keiner Erdenmacht ausgetilgt zu werden vermag! — War es die schwere Last finstern Verhängnisses, die bewältigende Befürchtung herannahenden Untergangs, das die Sinne derer verwirrte, die jene Schuld auf ihr Gewissen luden, oder sollen wir das Geschehene jenem tückischen Dämon, Deutschlands bösem Genius, zuschreiben und ihn mit dem Vorwurf beladen, neues Unheil zu altem gehäuft zu haben?!

„In der That hatte das deutsche Volk, jener Bruchtheil des Germanischen Stammes, vor dem einst die Welt erbebt und das, ehern und urkräftig, seinen Platz unter den Nationen der Erde behauptet hatte, sich im Verlauf all der Schicksale und Heimsuchungen, die wir unter dem Namen seiner „Geschichte“ begreifen, rasch der Auflösung und dem unrettbarsten Zerfalle genähert; da musst' es unter den redlich gemeinten Bestrebungen seines gutgewillten, doch oft von Klarheit und Thatkraft baren Oberhauptes, musst' es schon eine kurze Spanne nach Begründung des Churvereins zu Rense, (1338), nach dem feierlich ausgesprochenen Beschlusse, „dass der deutsche Kaiser die höchste Gewalt auf Erden und zwar nur durch die Wahl der deutschen Fürsten sein solle, ohne dazu der Bestätigung oder Krönung des Pap-

stes zu bedürfen,“ denselben Kaiser in feigen Kleinmuth und Wortbrüchigkeit verfallen sehn,*) Alles verleugnend und aufopfernd, was er vordem angestrebt — und so einem schroffen, unumwundenen und rückhaltslosen Ausdruck der Verachtung begegnen, in welche es zusammt einem höchsten Kaiserlichen Oberhaupte gefallen; seit den Tagen, in welchen es, wie eine glanz- und poesievolle Verjüngung des stolzesten und mächtigsten Prinzips, das die Geschichte kennt, den Erdkreis zu beherrschen vermocht.“ —

„Jener Ausdruck der Verachtung aber ging vor Allem vom obersten Hirten der Christenheit, vom geistigen Vater aller gläubigen Völker aus.“

„Zwei swert liez Got in ertriche zu beschirmene dy christenheit, dem papste das geistliche, dem keiser das werltliche.“ — Nach dem Sinne dieses alten Ausspruches, den wir im Sachsen-spiegel aufgezeichnet finden, hatte Roms steigende Macht, seit dem Uebergang vom heidnisch-republikanischen Alterthum zum christlich-kaiserlichen Mittelalter, zu herrschen und zu walten getrachtet, auf jener „Theilung der Gewalten, auf dem Grundsatz eines steten Gleichgewichts, wie wir ihn im modernen Staatsleben adoptirt finden, beruhte schon das Ideal oder der Grundzug der christlichen Staatsordnung des Abendlandes,“ — wie ihn die Menschen jener denkwürdigen Zeitperiode in ihren Anschauungen trugen. — „In der Symbolik dieses Ideals ergehen sich auch die Bilder, deren Gregor VII. sich gern bediente, jene Bilder, (deren eines wir soeben erwähnt), vom geistlichen und weltlichen Schwerte und von den himmlischen Lichtkörpern, von denen einer den Tag, der andre die Nacht zu erhellen hat, und dreist hatten jene grossen Kirchenfürsten, Gregor VII. und Innozenz III., sich den höheren Rang dabei vindicirt.“

„Sie waren nichts andres dabei als eisern consequent, wenn sie für das geistige Prinzip den Vorrang über das weltliche forderten, aber sie hatten das „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist!“ nicht direkt angetastet, wenn auch ihre Deutung Dessen,

*) „Per totam Germaniam, nec non in Italia apud multos pessime audiebat Ludovicus, quod fidem non servasset. Imperator animi dolore, poenitentia et ira cruciatur eo magis, quo minus ultionem sperat, quoque magis conscius est.“

(was denn nur eigentlich des Kaisers sei, zu harten und blutigen Reibungen führen musste.“

Doch, wie hatten Anschauungen, Deutungen und Weissagungen sich umändern müssen, als die stolzen Träger der Tiara aus den Mauern der ewigen Stadt, aus den Hallen des Vaticans, von wo aus sie vordem Heereszüge der Christenheit in Waffen gerufen, Monarchen und Völker in Bann gelegt, fortgeführt, zu abhängigen, demuthsvollen Dienern Frankreichs erniedrigt wurden und im Exile zu Avignon eine schmachvolle Scheinexistenz zu führen hatten! — Deutschland gegenüber, Deutschland, dessen Kaiser so oft das Papstthum beschützt und in gläubiger Ehrfurcht sich dennoch vor dem Oberhaupte der Christenheit in den Staub geworfen, dem unglücklichen deutschen Volke und seinen Fürsten gegenüber sanken sie zum blinden, aber grausamen Werkzeuge einer ruchlosen, nimmer rastenden Politik herab, einer vernichtenden Waffe in den Händen unseres Erbfeinds, einem blutigen Spielwerke der übermüthigen Laune des Louvrehofs. —

„Und so war es denn gekommen, dass Papst Clemens VI. endlich den deutschen Kaiser Ludwig den Bayer mit Füßen trat, aber zugleich des schwachen, unsäglich gedemüthigten Mannes Gesandten, die um Frieden zwischen Papst und Kaiser flehten, weinend ins Ohr flüsterte, dass König Philipp ihm, dem Papste gedroht, falls er sich aussöhne mit dem Mehrer des Reichs deutscher Nation, wolle er ihm ärger mitspielen, als weiland Philipp der Schöne dem Papst Bonifacius VIII.“ —

Und dennoch hatte Clemens höhnisch den Kaiser „Baurus“ statt Bavarus genannt und gefiel sich darin, neue Bannbullen *)

*) Der eine dieser Bannflüche des „christlichen“ Oberhirten lautete: „Die göttliche Allmacht werfe Ludwig nieder und übergebe ihn den Händen seiner Feinde und Verfolger! Sie lasse ihn in ein unversehenes Netz fallen! Sein Eingang und Ausgang seien verflucht! — Der Herr schlage ihn mit Narrheit und Blindheit! Der Himmel verzehre ihn durch seinen Blitz! Der Zorn Gottes und seiner Apostel entzünde sich über ihn in dieser und jener Welt! Die ganze Erde waffne sich gegen ihn. Der Abgrund thue sich auf und verschlinge ihn lebendig! Sein Name müsse nicht über ein einiges Glied bleiben und sein Andenken erlösche unter den Menschen. Alle Elemente seien ihm zuwider! Sein Haus müsse wüste gelassen und seine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben werden; und vor den Augen ihres Vaters durch seine Feinde umkommen.“ —

gegen den unglücklichen Fürsten zu schleudern, wider den mächtige Reichsfürsten und Blutsverwandte in freventlicher Verblendung das Schwert zogen; und dennoch fand der Monarch gegen jenes entsetzliche Haupt seiner Feinde keine Waffen, keinen persönlichen Widerstand!

„Ecce,“ hatte er vor den zu Rense versammelten Reichsfürsten klagend ausgerufen: „ego humiliavi animam meam, ut gratiam papalis benedictionis invenire possem. Sed heu nihil profeci, sed magis irrisioni, opprobrio et contemptui datus sum, quia me confusibiliter adjecerunt.“

Noch musste man es erleben, dass der Papst, im Hinblick auf diese und andere Demüthigungen, den Kaiser für irrsinnig verscrie, mit den Worten:

„Iste homo diffidentia est perplexus!“

und so mochte dem grossen Haufen wie den Häuption der Nation, den mächtigen Reichsfürsten, wie den kleinen Dynasten das Bewusstsein der Schmach sich unwiderstehlich aufdrängen, „der Schande, die vom Haupte auf die Glieder, auf das ganze Volk überging.“

Die nachfolgenden Thatsachen, so verschieden gedeutet und beurtheilt, wir wiederholen es: von den Einen als „schnöder Abfall und Treubruch“, von den Andern als „rettende That“ angesehen, sind zu bekannt, als dass wir sie näher zu detailliren brauchten.

Der zweite Churverein zu Rense war zusammengetreten, hatte erbittert den unglücklichen Ludwig zur Rechenschaft gezogen und über seine Entthronung berathen.

Mit gieriger Schadenfreude war der Gedanke einer Kaiserentthronung von der päpstlichen Curie, von Frankreichs Herrscher, von der ganzen Parthei, die Beiden in Deutschland anhing, dem reichen, mächtigen Clerus (an dessen Spitze Balduin Graf von Luxemburg, Erzbischof von Trier, und Johann, der blinde Böhmenkönig, dessen nächster Oheim und Blutsgenoss,) ergriffen worden; galt es ja doch schon dem früheren Bannfluche des „heiligen Vaters“ Geltung zu verschaffen, — nach ihm war ja Ludwig „schon längst abgesetzt“.

Hatten es jene Reichsfürsten endlich über sich vermocht, ihren Oberherrn, aus was immer für Gründen, zu stürzen, der Krone unwerth zu erklären, so war der rechte Moment erschienen,

ihm unter päpstlicher Autorität einen Nachfolger in einem Manne zu setzen, der ein geschmeidiges Werkzeug, ein Vasall Avignons, ein demüthiger Knecht des Frankenkönig sei. *)

Dieser „rechte Mann“, (nach ihren Begriffen), hatte schon längst hinter den Coulissen auf das Stichwort geharrt, um auf den Wink des Dirigenten vorzutreten. — Wie leicht darum war er gefunden!

Markgraf Carl von Mähren war es, der Enkel des edeln Luxemburgers, Heinrich VII., der Sohn des blinden Böhmenkönigs Johann, des alten Todtfeindes Ludwigs des Bayern, des Königs Johann, der Frankreich mit Leib und Seele angehörte.

„Alles war insgeheim schon wohl vorbereitet. Die geistlichen Wahlfürsten hatten ja ohnehin nur den Weisungen aus Avignon zu gehorchen; Balduin von Trier folgte nur um so lieber den Inspirationen der luxemburger Hauspolitik, als es ja der Erhebung des leiblichen Neffen galt, die momentanen Gewissensscrupel Wallrams, des Cölner Erzbischofs, waren schon mit schwerem Golde beschwichtigt und weil endlich Heinrich Graf von Virneburg, Erzbischof von Mainz, Günthers alter, treuer Freund („der alte Burssmann“, wie das Volk ihn nannte), unbeugsam dem rechtmässigen Kaiser aus Bayernstamme anhing, so hatte man ihn seines Amts entsetzt und Gerlach, den zwanzigjährigen Grafen von Nassau, an seiner Statt zum Erzbischof und zu des Reiches Erzkanzler ernannt.“

So waren denn wie mit Zauberschlag all die Schwierigkeiten gelöst! Der jugendliche Gerlach, die Erzbischöfe von Cöln und Trier, König Johann von Böhmen, Markgraf Friedrich von Meissen, wie oberwähnt, schon abgefunden, blieben zum Wahlakt versammelt und riefen am 11. Juli 1346, Carl, den jungen Luxemburger, zum deutschen König aus!

Dies ganze Gaukelspiel einer deutschen Kaiserwahl aber hatte das Gefühl der Entwürdigung in der Nation nur steigern müssen. Des Reiches Krönungs-Städte, Aachen und Frankfurt a/M., hatten

*) „Post haec provisus Moguntinus Gerlacus de Nassowe, ad villam Rens super Rhenum, ad feriam quartam post Margarethae sub anno Domini 1346 volens Apostolico mandato obedire, quantum in eo fuit, ad eligendum regem principes convocavit. — Pro quo facto (electione Caroli) praedicti Coloniensis et Dux Saxoniae magna pecunia sunt corrupti.“

(Albertus Argentinensis, pag. 135.)

dem Faktotum der römischen Curie ihre Thore verschlossen, Nürnberg sich vor jeder Anerkennung Carls feierlich verwahrt, und mit scheuem Entsetzen, oder wie mit dem Hohn der Verzweiflung, ging die Nachricht von Mund zu Munde, dass bei der Wahlhandlung das grosse Reichspanier von der Windsbraut erfasst, hoch empor gewirbelt, auf und davon, in die Fluthen des Rheins geführt worden sei, auf Nimmerwiederkehr! —

Kaiser Ludwig, im südlichen Tyrol mit Erledigung italienischer Angelegenheiten beschäftigt, war auf die Kunde jener Vorfälle mit seinen Söhnen und Günthern, dem treuesten seiner Anhänger, nach Frankfurt a/M. geeilt, sein Recht und seine Würde öffentlich zu behaupten, indess eine rasch zu Speier zusammenberufene Reichversammlung Carls Erwählung ohne Weiteres für ungültig erklärte, mit dem ausdrücklichen Beisatze, wie ihn Königshovens Handschrift wiedergibt:

„man wolltet sich an des Bobestes Briefe nütsetzen!“

Unterdess schlug man in Frankreich die blutige Schlacht bei Cressy, wo bekanntlich der blinde Königsgreis Johann den Tod suchte und fand. Ihm scheint sein Sohn nicht in den Kampf, oder wenigstens nicht ins Handgemenge gefolgt zu sein, denn nach des Vaters Tode war er plötzlich wieder am Rhein aufgetaucht, hatte danach getrachtet, seine Krönung ins Werk zu setzen, und bequemte sich, Angesichts der ihm verschlossenen Krönungsstädte, zu einer Mummerei in Bonn, die kaum der Form nach als Ehrentag für Kaiser und Volk gelten konnte; fehlten doch selbst die Reichskleinodien und nicht weniger als alle weltlichen Reichsstände! — Nur die Geistlichkeit, auf päpstliches Commando, das von Paris her souffirt wurde, gab sich zu der elenden Farce her, an die für den Moment keine Seele im ganzen Reiche glauben wollte und die um so hohler erschien, als Carl unmittelbar darauf in flüchtiger Hast nach seinem neuen Königreich Böhmen eilte, um von dort aus dem Papste neue und immer neue Betheuerungen unwandelbarer Treue zugehen zu lassen, auf die Lehenherrlichkeit des Reichs über Avignon und das Arelatische Königreich zu verzichten, (den Anfang zu machen mit den fluchwürdigen Verschleuderungen deutscher Rechte, Güter und Ehren,) und demuthsvoll den erbittertsten Widerstand gegen des greisen Kaisers Ludwig Parthei anzugeloben. —

Also standen die Dinge, als die in banger Ungewissheit zagenden Völker die Trauerkunde von des Letzteren Tode vernahmen. — Mag es sein, dass Kummer und Jahre, dass bittre Demüthigungen und Beschämung das Ihrige gethan; der obwohl hochbetagte, so doch rüstige Monarch war auf die Bärenjagd geritten, bei Fürstenfeld, unweit München urplötzlich von tödtlichem Gebrest erreicht worden, und hart am Wege in den Armen eines Landmanns verschieden.

Laut erhob sich die öffentliche Stimme gegen Carl, den Lützelburger, ihn mit der schweren Anklage des feigen, gedungenen Giftmords belastend, und rückhaltslos verlangten alle Braven und Rechtlichen im Reiche nach einer ehrlichen, vollgültigen Neuwahl. —

Und grade hieraus, grade aus der Missachtung, die sich Carl zugezogen, grade aus der Erbitterung, die sich der Gemüther bemächtigt, müssen wir uns jenes unselige Umhertasten der Reichsfürsten nach einem neuen Oberhaupte erklären, dessen wir weiter oben schon rügend gedachten, jenes Anbieten der heiligen Krone Carls des Grossen, vor der die Hand aller mächtigeren, um ihre Hausmacht zagenden Dynasten ängstlich zurückscheute. —

Da nannte man endlich, wie auf Eingebung des alten treuen Gottes, von dem es ja in unserm Volke so schön heisst: „Er verlässt einen ehrlichen Deutschen nicht,“ — da nannte man den Grafen Günther von Schwarzburg, als den Würdigsten, jene heilige Krone hinfürder zu tragen.

„Günther war der Ausdruck des sich aufraffenden Ehrgefühls der Nation,“ war das männliche Aufflammen nach so langer Schmach und Verletzung, „war der persönlich gewordene Gedanke, in dem das Bewusstsein des Volkes sich selbst wieder fand, seine Wahl der Akt der sittlichen Einkehr der Deutschen bei sich selbst!“

Man hatte eines todten Heldenkaisers Auferstehung gewünscht, ja gehofft, man hatte wohl richtig erkannt, dass nur einer jener Heroen der Aufgabe des Moments gewachsen, dass ihre Schwierigkeit, ihre Verwicklung eines Heldenarmes bedürfe, den gordischen Knoten zu zerhauen. Und Günther, zum Manne gereift, unter blutigen Fehden, in den Marken, wie in Thüringen, ja noch jenseit der Gränzen des Vaterlands als der tapferste Degen erprobt, Günther, furchtlos im Kampfe, treu und klug im Rathe, war wohl der Charakter, „berufen, eine solche ideale Rolle zu

übernehmen“; zweifelte doch niemand daran, dass er sie durchführen werde.

„Seine Vergangenheit war reiner und fleckenloser wie die der meisten Machtinhaber im Reiche, sein Streben, da und dort zusammenfallend mit dem anderer Fürsten, zeichnete sich vortheilhaft aus gegen das Treiben ebenbürtiger Zeitgenossen.“

Nie hatte der Vorwurf der Selbstsucht, des Trachtens nach ungerechtem Gute, nie der der Käuflichkeit, der auf so manch öffentlichem Charakter ruhte, gegen ihn laut werden können. Grade in der Begränzung seiner Hausmacht vermochte man das Motiv zu finden, dass er sich stets einer „versteckten und eigennützigen Politik“ fern gehalten, der sich die grössten Machthaber jener Tage so oft in die Arme werfen mussten, vorwärts getrieben von der Gewalt unerbittlicher Verhältnisse. —

Auch im Glück, auf den Bahnen des Siegs, hatte er edle Mässigung an den Tag gelegt, als Landesoberrichter in Thüringen sowohl, wie als kaiserlicher Abgesandter im Norden, in schwierigverwickelten Fällen Recht gesprochen; dazu kam, dass er von Jugend auf mit weiser Sparsamkeit sein väterliches Erbe erhalten und vermehrt, seine Lande in blühenden Zustand gebracht hatte, „durch Ordnung und rastlose Thätigkeit war er reich geworden, sein innerstes Wesen dabei aber lauter und rein geblieben wie Gold.“ —

Und ihm gegenüber? —

Werfen wir einen Blick auf die Persönlichkeit seines Nebenbuhlers und es bietet sich uns da ein Charakter, der scheinbar voller Widersprüche, mindestens zu den räthselhaftesten der Geschichte gehört, der vor Allem durch die schwere Kunst des Zuwartens, durch Schlaueit und Geschmeidigkeit seinen Feinden gefährlich wird, da ihm so manche Eigenschaften und erhabene Lichtseiten abgehen, durch die Günther sich so vortheilhaft auszeichnet! Fassen wir jedoch vor Allem ins Auge, dass Carl in Frankreich von einer böhmischen Mutter geboren, unter fremden Einflüssen, Eindrücken und Anschauungen erzogen, kein Herz für sein deutsches Vaterland mitbringen konnte; ihm darum ewig ein Fremdling blieb! —

Und doch, wer wollte, wer dürfte ihm eine gewisse Grösse des Charakters, wer ihm einen Geistesschwung abstreiten, vor dem noch die Gegenwart sich in Bewunderung neigt?

Lauter wie die Geschichte geben seine eigenen Werke davon Kunde.

Versetzen wir uns auf einen Moment nach dem Herde seiner Thätigkeit, seines rastlosen Schaffens, oder denken wir uns, der Genius der Vergangenheit trüge uns zu ihm mit starker Hand fünf Jahrhunderte zurück!

Wenn wir unter dem Thurm, der die Altstadt Prag vom Strom abschliesst, hinaustreten, auf die mächtige Moldaubrücke; — welch ein erhabenes Bild liegt da vor uns! Noch immer sucht es in der Architektur der Städte seinesgleichen. Unzerstörbar für die Fluth des Stroms, unerschütterlich vor der Wuth der Menschen, hat Carls Hand gegen die Elemente wie gegen feindliche Zerstörung ein Bollwerk gewölbt, das uns sicher hinüberführt auf die stolzeste Königsburg, die gleichfalls sein Werk ist.

Das Bild, das der Hradschin mit dem Lorenzberg vor uns entfaltet, wechselt, wenn wir aus der Altstadt zur Kleinseite Prags hinüberschreiten, es wechselt und bleibt immer erhaben und gross. An den Bergen hinauf klimmen die Wohnungen stolzer Magnaten; die Kleinseite ist eine Stadt von Palästen. Alle jene Herrensitze aber überragt noch der böhmische Louvre, die königliche Burg, die der Lützelburger aufthürmte. — Kein Königsschloss ragt über so viele Burgen hinweg und steht wie ein Triumph da des Absolutismus über widerstrebende Adelsherrschaft. — Die Sage geht, dass nicht auf dem Wyschehrad allein, auch auf dem Schlossberge Vates Libussa ihren Sitz aufschlug, jene kühne Prophetin, die von Böhmens Grösse träumte, ein Traum, der nicht immer segensvoll in Erfüllung ging! Auch der zweite Wladislav baute dort ein Schloss; Ottokar hat dort gehaust, im Gefühl seiner Hoheit und seines Uebermuths, den der schlichte Habsburger Rudolf, der einfache Graf aus dem Schweizerlande brach. Dauernd festen Fuss fassten erst die Luxemburger auf jenem Schlossberge. Und Carl IV. baute den Palast nach dem Styl des damaligen Louvre. Paris war ja sein Geburtsort, von dort her brachte er die Idee einer machtvollen, friedlichen Königsherrschaft, im grossen Style, den Gedanken zu einer Hochschule, die alle Weisheit der Welt um sich versammelte, nach Deutschland, und Prag ward der Mittelpunkt dieses Reiches, in dem das Germanenthum dem Slaventhum dienstbar die Hand bieten, ihm den Nacken beugen sollte.

Und doch ward eben dieses Prag, eben diese den Slaven zu Liebe gegründete Universität, eine Pflanzschule deutscher Forschung, deutschen Wissens, von ihr aus empfing Deutschland ein halbes

Jahrhundert später die ersten erquickenden Strahlen einer Heilung im Reich der Kirche und allen religiösen Lebens!

Doch, blicken wir weiter um uns in der weiten Königsstadt:

Ueber jenes mächtige Schloss hinaus noch ragt der Dom, gleichfalls Carls Werk. Die weisse, glänzende Palastreihe überflügelt der braune St. Veit, „ein betender Mönch auf der Felsenhöhe, Schloss und Burgen, Stadt und Strom beherrschend, mit seinen Armen kühn gen Himmel greifend.“ Wenn Prag das Rom der Slaven werden sollte, so ward St. Veit seine Sankt Peterskirche. So keck auf einem Felsenhorste hat selten ein Dom seine Stätte. „Wie ein Traumwerk fliegender Gedanken streckt er seine Glieder in den Luftkreis hin; die durchbrochenen Bogen mit den spitzenartigen Krausen, welche Kirche und Thurm verbinden, die gewaltigen und gewagten Streben, die den Chor aus den Pfeilern der Abseiten zusammenhalten, sind wie feurige Raketen, die nach der Höhe schiessen und auf ihrem gigantischen Pfade durch die Luft zu Stein erstarren.“ Wenn wir den Thurm besteigen, so liegt Prag, liegt Böhmen zu unsern Füßen, ein bezaubernder Kreis von Herrlichkeiten, ein Anblick von Grösse und Schönheit, die uns unwillkürlich für den Bauherrn gefangen nimmt, der über den König doch den Sohn der Kirche nicht vergessen wollte. Deutlich übersieht man den kühnen, königlichen Plan, den Carl noch als jugendlicher Prinz bei Lebzeiten seines Vaters gefasst und den Wenzel, sein unwürdiger Sohn, in nichts zu fördern wusste.

Mathias von Arras, den Carl aus Frankreich verschrieben, legte die Grundmauern, Peter Arler, der Sohn jenes Heinrich Arler aus Gmund, der in Spanien die Kirchen von Burgos, in Mailand den weissen Marmor-Dom gebaut, war der Meister, der den Plan des fürstlichen Bauherrn ausführte.

Beide Arler waren so deutsch wie ihre Werke, ob sie gleich in Italien den Namen „Gamodia“ führten, wie die wälsche Zunge ungefügig sich ihren Geburtsort nannte. Bruchstück, wie so viele Münster des Mittelalters, ist St. Veit das Trümmerwerk eines riesenhaften Entwurfs. Die vereinzelte Adalbertskapelle auf dem wüsten Vorhofe sollte die Mitte bilden, die Thürme nicht vorn, sondern im Centrum des ganzen Systems ihre Stelle finden. Dies charakterisirt den Prager Dom vor den andern germanischen Münster. Nur der Chor von St. Veit, wie am Cölner Dome, wurde fertig. Im Innern tragen fünfzehn Pfeiler das Kreuzgewölbe; ihrer acht bilden den Chor, der mit dem Schiff in gleicher Höhe und

Breite sich aufschwingt. Vom letzteren wurde nur ein kleiner Theil, mit den sieben Pfeilern und Gewölben, völlig ausgeführt, ein anderes Stück blieb unausgeführt liegen. Von den Thürmen stürzte der eine zusammen, der andre, wie er jetzt dasteht, erhielt eine falsche Spitze. „Was die Ungunst wüster Stürme unter dem tollen Wenzel bald liegen liess, darüber sind Wind und Wetter räuberisch hergefallen; das wenige Ausgeführte hat der Zeitensturm, die Zerstörungswuth der Menschen wieder halb in Ruinen verwandelt; das Flickwerk späterer Hilfsbauten hat den Styl des Ganzen in Verwirrung gebracht, aber die feierliche Erhabenheit des germanischen Gedankens, der hier in Stein ausgeprägt, doch nicht ganz zu zerstören vermocht. Auf dieser Felsenhöhe, über Prag hinragend, für Böhmen ein Mittelpunkt der Andacht und des Vaterlandsgefühls, steht der Bau als ein Heiligthum da, das germanischer Sinn den Slaven zum Sammelplatz Dessen, was sie für heilig hielten, hingesezt, ein Triumph deutscher Herrschaft über die Geister, mitten im Lande der Tschechen!“

Doch blicken wir weiter! Wohl hat kein deutscher Kaiser vor wie nach jenem kleinen Lützelburger so viel bleibende Denkmale seiner Thätigkeit hinterlassen: Der Carlsstein, jenes herrliche Schloss, mit seiner prachtvollen, überreich geschmückten Kirche, bei deren Ausführung dem Bauherrn die Gebilde in Eschenbachs Dichtungen vom „heiligen Graal“ zum Motive dienten,*) die Burgen zu Zittau, Frankfurt a. O., Tangermünde, die reiche Frauenkirche zu Nürnberg („unser lieben Frauen Saal“), die Felsenkirche und das Kloster auf dem Oybin bei Zittau, welches Carl durch Mönche aus Avignon besetzte, und viele andre Bauten noch, „sie alle sind noch heute laut redende Zeugen von dem rastlosen Streben eines Monarchen, von dem uns doch schon ein halbes Jahrtausend trennt.“**)

*) Alle Wände waren mit brünirtem Gold und Jaspis bedeckt, die Ornamente wurden von Agathen, Amethysten, Chrysolithen und noch edleren Steinen gebildet, indess die Fenster selbst, aus durchsichtigen, farbigen Steinen, (in vergoldetes Blei gefasst,) bestanden. Mathias von Arras war der bauleitende Architekt.

**) Grade Carl ist es gewesen, der die Entwicklung des deutschen Baustyls zur höchsten Blüthe förderte. Eine grössere Vollendung kennt die Geschichte der vaterländischen Architektur nicht; ja man behauptet, dass während seiner Regierungszeit bereits die Stockung, die jeden Culminationspunkt bezeichnet, eingetreten sei. — Vergl. R. v. Rettberg, „Nürnbergs Kunstleben,“ Seite 28 u. 29.

Dürfen wir dreist sagen, Günther, unser Held, war der Mann der That, der Held des Schlachtfelds, mit ihm ging das Heroenthum, das man so gern den Hohenstaufen allein vindicirt, zu Grabe, so erblicken wir in Carl, seinem Rivalen, neben vielen Schwächen, deren wir weiter noch zu gedenken haben, einen schöpferischen Friedensfürsten, wie unter seinen Zeitgenossen kein gleicher! Meister in der Kunst der Verstellung, erfahren in allen Ränken der hohen Politik, wusste er mit unermüdlicher Geduld die weittragendsten Resultate zu erreichen, um so mehr, als er damit „wie vielleicht kein anderer Herrscher seit Carl dem Grossen, den umfassendsten Administrationsgeist verband.“

Im wilden Kampf eifersüchtiger Partheiungen hatten sich vor dem die böhmischen Grossen dahin geeinigt, die Hand der letzten Tochter aus dem Stamme der Przemysliden dem Sohne des edeln Kaisers Heinrich, des Luxemburgers, anzutragen. Dieser Kaisersohn war der blinde Johann, „ein romantischer Fürst, doch ohne Herz für sein tschechisches Königreich. Ungeordnet blieben Recht und Herkommen; Krone, Volk, Stände und Land erhielten keine gegenseitige Sicherheit. Das Städte-Leben, der Bauernstand waren zwar in Böhmen schon auf deutschem Fusse angelegt gewesen, mit germanischen Formen und germanischen Elementen begründet, aber zur schönen Blüthe konnte deutsches Leben in Böhmen unter Johann sich nicht entwickeln. Zwar erblicken wir einzelne parlamentarische Formen, die Städte hatten nach deutschem Brauch ihre Obrigkeiten, Richter, Schöppen, Deputirte zum Landtag. Solcher Städte gab es, als König Johann ins Land zog, bereits dreissig. Der Streit der ständischen Rechte aber wurde auf den alten Landtagen in echt slavisch wilder Weise ausgefochten; es fehlte die machtvolle Autorität von Oben, die den Widerstreit der Partheien ausglich und endete, es fehlte ein Gesetzbuch, aus dem Brauche des Volks aufgestellt und kraft königlicher Machtvollkommenheit besiegelt. Die Verbrechen wurden zwar geahndet, die Strafe aber der Sippe des Gekränkten als Blutrache überlassen, und die Gottesurtheile daher zu Gräueln des Blutdurstes. Aus ihrer Mitte wählten die Streittheile zwei Kämpen, die, hoch zu Ross, mit einem Gefolge von je sechs Knappen, übereinander herfielen und bis zur gänzlichen Ausrottung des Gegners kämpften. So sah es in Böhmen aus, ehe der deutsche Fürstentamm darin Fuss gefasst. Die deutschen Colonisten, die schon

der mächtige Ottokar ins Land berufen, die deutsche Sitte, die sich in die Mauern der Städte geflüchtet, fristete ein wenig erfreuliches Dasein; was einzeln gepflanzt von deutscher Zucht, konnte im Ganzen und Grossen nicht gedeihlich erblühen, nicht segensvoll wirken! Erst König Carl ward im wahren Sinne des Worts ein Fürst für das böhmische Volk und Land, das er innig und schwärmerisch liebte; hatte er doch von der Mutter her böhmisches Blut in den Adern. In Paris geboren und erzogen, brachte er von dort her den Hang zu einer Königsherrschaft im grossen Style, und mit ihm beginnt offenbar in der Geschichte des Königthums die Periode eines unverkennbaren Strebens der Monarchen im Allgemeinen, als Friedensfürsten ihre Krone zu tragen. Carls zweiunddreissigjährige Regierung war für Böhmen zum erstenmale eine dauernde Aera goldenen Friedens, des Glanzes und des Glücks! Deutschland hat weniger von Segnungen seines Szepters zu sagen und uns will bedünken, dass er seine diesseitige Stellung nur als Mittel zum Zweck, nur als schlaunen Hebel zur Durchführung grosser idealer Plane im slavischen Osten betrachtet habe.

In der That, Schlauheit und Hinterlist bleiben seine hervorragendsten Eigenschaften, ihnen wie dem unvergleichlichen Zuhelfen, dem bedachten Handeln zu rechter Zeit, hatte er alle seine Erfolge zu verdanken. Was die mächtigsten deutschen Kaiser, die hohen Heldengestalten der Ottonen und Hohenstaufen nicht erreicht, das wusste er, der rastlose kleine Lützelburger, zu erraffen, zu erringen, „eine Macht, die mit langem Arme über alle, auch die entferntesten Gaue des Reichs sich ausstreckte, die es durchsetzen konnte, die Niedrigen zu erhöhen, und durch diese die Mächtigen in Schach zu halten.

„Die goldene Bulle, das Grundgesetz, welches das Reich Carl dem Lützelburger verdankte, ist das sprechendste Zeugniß jener Macht! Nach seinem Belieben theilte er darin die Kurwürde aus, nur das engste Privatinteresse befolgend“, ohne den mindesten Widerspruch zu erfahren.

„Unter die sieben Kurfürsten des Reichs war weder das mächtige Haus Habsburg, noch die Hauptlinie der eben noch so hochgestellten Wittelsbacher in Bayern, noch auch die fürstlichen Heldengeschlechter der Welfen in Braunschweig, oder der Stamm der Wettiner in Meissen und Thüringen aufgenommen; sie alle

liessen sich schweigend gefallen, dass Carl sie so in die zweite Rangklasse versetzte.“

„Dagegen erhob er die Nebenlinie des Askanischen Hauses in Wittenberg, die Nebenlinie der Wittelsbacher in der Pfalz zur Kur und all den Vorrechten“, die er von freien Stücken damit verband, dem nachmals so hochwichtigen *jus de non evocando*, dem Beginn zur Lockerung und Lösung des alten Reichsverbandes!—Bedenkt man freilich, dass er seinem vielgeliebten Böhmen das Erzschenkenamt und eine Kurstimme sicherte, dass er seine Hand schon nach der Erwerbung der Marken ausstreckte, Kurtrier durch seinen Oheim Balduin seine mächtigste Stütze war, Mainz in Abhängigkeit gehalten, Kurpfalz durch Verwandtschaftsbande gefesselt wurde, so haben wir den Schlüssel zu einer Politik, die der dunkeln Fragen so manche aufzuweisen hat, und wohl mit Recht sagt einer unsrer geschichtskundigsten Kritiker*) von ihm:

„Seine Politik gegen das Haus Wittelsbach war ächt diabolisch. Mit Gewalt, das sah er wohl ein, war hier nichts auszurichten; er bediente sich also auch hier der List und entehrte die gute Absicht (Schaffung einer Einheit) durch die schmachvollsten Mittel. Er wollte das Reich ausbauen, aber er brauchte, wie die Legende von einer Kirche sagt, den Teufel als Baumeister.“

Doch kehren wir noch einmal zu den Lichtseiten des Gemäldes zurück, ehe wir den Faden der Geschichte wieder aufnehmen, schenken wir noch einmal Carls für Böhmen so emsiger Wirksamkeit einen Blick; denn was er auch immer an Deutschland verbrochen haben mag, „segensreich ruhte seine Hand über Böhmen und was er Heilsames dort schuf, waren Keime deutschen Lebens; er trieb sie zur vollen, duftenden Blüthe und diese Blüthe ward Böhmens goldene Zeit.“

Mit Glück steuerte er den Fehden seiner Magnaten, beschränkte ihr Königswahlrecht auf den Fall des Erlöschens seines Stammes. Durch den Bau des hohen, festen Palastes, dessen wir obgedacht, gab er den Edelgeschlechtern des Landes das Beispiel zur Sesshaftmachung im Schoosse der Cultur.

*) Wolfgang Menzel.

Der Glanz seines Hofes lockte die Grossen nach dem Mittelpunkt dieser Königsherrschaft, die Hochschule, die er nach dem neuen Muster von Bologna und Paris stiftete, machte Prag zum Herde deutscher Wissenschaft, zum Sammelplatz der reifen Jugend von ganz Europa. Für Deutsche, Ungarn und Polen ward Böhmens Hauptstadt dadurch ein Centrum europäischer Bildung. Die Künste fanden hier unter ihm eine königliche Freistadt, Edle und Bürger wetteiferten in Bauten, die Prag bei aller Verwüstung der Jahrhunderte noch jetzt zur reichsten Stätte deutsch-mittelalterlicher Architektur machen. Bis dahin hatte jene Stadt aus einzelnen, verschiedenen, durch Gräben und Mauern getrennten Quartieren bestanden, diverse Verwaltung und Magistrate gehabt, die jeder geordneten Rechtspflege hemmend entgegentraten. Carl legte Hand an zu ihrer Beseitigung; er führte das Magdeburger Stadtrecht ein. Die unter seinem Vater in Asche verwandelte „Altstadt“ baute er neu auf; der Carlshof, die Carlskirche, mit ihrer kühngespannten Kuppel, entstanden dort. Die Neustadt, nach ihm lange Zeit „Carlsstadt“ genannt, war seine Schöpfung. In Zeiten des Misswachses und der Hungersnoth liess er, um dem darbenden Volke Brot zu verschaffen, die gezackte Mauer des Lorenzbergs bauen, die lange Zeit die „Brot- und Hungermauer“ hiess. Die Ausdehnung, die Prag bis auf unsere Tage hat, ist noch von seiner Hand verzeichnet; bei seinem Tode zählte Böhmen 100 wohlbefestigte Städte, 260 Burgen und feste Schlösser der Ritter und Edelgeschlechter; das Land hatte 300 Marktflecken und 13000 Dörfer. Man durfte rühmen, dass keine Scholle unbrauchbaren Bodens in seinem Reiche lag. Aus einem alten Landbuche des Fürstenthums Breslau können wir ersehn, dass das mittlere Schlesien unter seiner Herrschaft mehr angebautes Ackerland besass, als 400 Jahre später, bei der preussischen Besitznahme!

Sollen wir noch weiter fortfahren, sollen wir das begonnene Gemälde vollenden?

Wohlan, es sei; selbst auf Kosten der Glorie unsres Helden. —

„Zu den schönsten Zügen Carls gehörte der der Unpartheilichkeit gegen Die, welche ihm dienten, er bevorzugte nur die Kraft, das Talent, nie die Parthei, nie einseitig Böhmen gegen Deutsche, sobald er sie zu den Seinigen zählen durfte.“

Unter den Malern an seinem Hofe finden wir die Künstler beider Nationalitäten in edlem Wetteifer mit einander verbunden.

Weit mehr noch war er darauf bedacht, der bürgerlichen Wohlfahrt dauernde Grundlagen zu verschaffen. Er berief Weinbauern aus Burgund und vom Rhein in die Wein- und Obstgärten von Prag und Melnik.

Der Ackerbau ward nach deutscher Art von böhmischer wie von deutscher Hand betrieben, der noch heute berühmte „böhmische Pflug“, den die letzten Jahrzehnte erst bei uns in Thüringen einführten, kann wohl eine Erfindung sein, die man ihm zu danken hat, die Bergwerke brachte er in Flor; ihren Zehnten bestimmte Carl zum Bau seines erhabenen Münsters. Dem Gewerbfleisse gab er Modellarbeiter, die er aus entlegenen Ländern heranzog. Weiss- und Lohgerber berief er aus Italien; an der Moldau, in der Altstadt erhielten sie ihre bleibende Stätte; die Adalbertskirche, die er ihnen erbaute, trägt noch jetzt ihr Zunftzeichen, Rose und Hirsch, am Kreuzgewölbe. „Nach Schlesien, das er nebst der Lausitz durch Heirath erworben, berief er Flamänder, welche die „Flamänder Kunst“, d. h. die Weberei, einführten und den Grund zur berühmten schlesischen Linnenweberei legten.“ Auf den Abhängen am Lorenzberge siedelte Carl eine Colonie von Persern an, die in der Kunst der Tapeten- und Zeugweberei den Böhmen zu Lehrmeistern dienten. Hanseatische und wälsche Kaufleute bewog er durch besondere Privilegien stehende Waarenniederlagen in Prag zu errichten, machte es ihnen möglich, durch Schiffbarmachung der Moldau, direkt mit Prag in Verbindung zu bleiben. Zeugniss vom Reichthum der Stadt mag ein einziger Umstand ablegen: „Ein einzelner Bürger vermochte seinem geliebten Monarchen ein Geschenk von 100,000 Ducaten zu machen.“ Prag ward zum Stapelplatz zwischen dem europäischen Westen, dem slavischen Osten, dem Süden und Norden. Deutscher Fleiss und Arbeitsamkeit, deutsche Stetigkeit und Treue fassten festen Fuss im Lande, ja Böhmen gewann mit deutscher Sitte und Art jene „Dauerbarkeit ruhig stiller Kraft, die allein es später möglich machte, so vielen Stürmen verwüsten-der Leidenschaft, so vielen Schlägen des Schicksals Stand zu halten.“ — So war Böhmen unter dem Lützelburger. Prag hiess unter ihm „ein Garten der Freude, in welchem sich die Könige vergnügen“, so durfte er selbst seine Schöpfung nennen, in freudiger Genugthuung!

Und doch, wie war jener Fürst so ohne alle Würde in sei-

nen persönlichen Beziehungen zur Aussenwelt, ja zum kleinen Kreise seines Hauses, seiner Familie, — geschmeidig, wortreich, unterwürfig, wo es ihm gut dünkte, in stetem Kampfe mit der peinlichsten Geldklemme und dann versetzend, verpfändend, verschachernd an Gütern und Rechten deutscher Ehre und Herrlichkeit, was ihm unter die Hände fiel! Kaiser Max, gewiss ein unpartheiischer Beurtheiler seines mütterlichen Vorfahren, trug kein Bedenken, sich über Carl dahin zu äussern:

„Dass er nicht des Reiches Kaiser und Mehrer, sondern Verschleudrer des Reichs, nicht Vater, sondern Stiefvater Deutschlands, ein zweiter Crassus gewesen, dass nie im Reiche eine verderblichere Pest gewüthet, denn er. Habe doch Carl so viel Eigenthum desselben veräussert, das Königreich Arelat verschleudert und wäre nur ein Käufer gefunden, das heilige römische Reich selbst würde er losgeschlagen haben.“

In der That überbot Carl alle seine Vorgänger in Gewissenlosigkeit mit den Reichsgütern und wusste stets der Kurfürsten Willebriefe zu seinen Verschleuderungen auszuwirken. Nicht einmal die Einkünfte von den Reichsstädten, jenen treuen Vertretern kaiserlichen Rechts und Ansehens, schonte er. Manche hatten sich von früheren Kaisern, ja von Carl selbst, Schutzbriefe zu verschaffen gewusst, in welchen ihnen verheissen wurde, dass sie nie von Kaiser und Reich sollten veräussert oder getrennt werden. So ertheilte König Wilhelm, 1254, der Reichsstadt Frankfurt einen solchen Brief. Der bekannte Gegenkönig Richard gab sein Wort, diese wie die andern Wetterauer Städte dem Reiche stets unmittelbar zu erhalten. Kaiser Ludwig bestätigte diese Privilegien, doch Carl achtete ihrer nicht.

Vor Allem war es der schon oft erwähnte Balduin, Erzbischof von Trier, ein jüngerer Sohn des Grafen Heinrich III. von Luxemburg und Bruder Kaiser Heinrichs VII., den er in verschwenderischer Weise mit Reichsgütern, Land und Leuten, Ehren und Privilegien überschüttete.

Gleich nach dem Gaukelspiel in Rense überwies er ihm die Stadt Boppard, dann die Judensteuer in den rheinischen Reichs-orten, was den ehrwürdigen Kirchenfürsten indess keinen Moment verhinderte, sich rasch noch von Kaiser Ludwig die Stadt Ober-

wesel verpfänden zu lassen. Dann folgte der berühmte Johannisberg im Rheingau, die Herrschaft Limburg an der Lahn, Echternach, Bittburg, Remich und Grevenmachern, 1346 kam die Markgrafschaft Arlon hinzu und der Neffe ernannte den Oheim zum Reichsstatthalter während seiner Abwesenheit in Böhmen. 1349 verkaufte er ihm Stammschloss und Grafschaft Luxemburg nebst Laroche und schenkte ihm dann, da im Moment nichts vorhanden war, was Balduin bequem zur Hand lag, „Nachlass und Erbe aller verdorbenen, ermordeten oder künftig noch todtzuschlagenden oder zu ermordenden Juden in allen deutschen Landen.“*) 1352 befahl er im ganzen Reiche Balduins Münzen zum vollen Nennwerthe anzunehmen. Kurzum stromweise, (besonders 1354,) kamen die Gnaden aus dem kaiserlichen Füllhorn über Balduin und sein Erzstift.

Man möchte versucht sein, zu glauben, ein Monarch, so voll Wohlwollen gegen den Clerus, so voll Demuth und Unterwürfigkeit vor dem Papste, müsse auf eine gewisse Reciprocität der Gesinnungen oder mindestens der äusseren Courtoisie gehalten haben! Ach, weit gefehlt! Während der unglückliche Ludwig der Bayer das kaiserliche Ansehen durch Nachgiebigkeit geschädigt, während er aus Liebe zum Frieden kein Opfer gescheut, um die römische Curie zu versöhnen, trug Carl eine gewisse hündische Selbstverleugnung in allen Dingen zur Schau, die sein Verhältniss zum Oberhaupt der Kirche betrafen. Was noch kein Kaiser vor ihm sich hatte gefallen lassen, die Krone in Rom still und heimlich, verstohlener Weise zu empfangen, „die ewige Stadt“ noch am nemlichen Tage zu verlassen, ohne jedes Gepränge und Feierlichkeit, ohne kaiserlich Gefolge, Heerbann oder sonstig Merkmal oberherrlicher Macht, das that er und seine Majestät ward zum Gespött der Welt.

Und doch gefiel sich jener räthselhafte Charakter in knabenhafter Schaustellung königlichen Prunks. Carl erschien nie öffentlich ohne Krone, Szepter und Purpur oder die andern Attribute seiner Würde. Zu den hervorragendsten Zügen in seinem Wesen gehörte ein Kleben am kleinlichsten, steifsten Ceremoniell, aber wenn er Audienz gab und dasass mit Diadem und Hermelin, die Vortragenden huldvoll lächelnd anhörte, ohne ihnen, oder

*) Friedr. Wilhelm Ebeling, die deutschen Bischöfe bis Ende des 16. Jahrhunderts.

überhaupt denen, die ihn anredeten, offen und klar ins Auge sehn zu können, schnitzte er gleichzeitig in Holz, wie um seine innern Gedanken oder seine Verlegenheit zu verbergen. Auch in Italien lächelte er rechts und links, liess sich von den Machthabern die Unabhängigkeit und Erledigung von allen Reichspflichten baar abkaufen und man hat die Summen verzeichnet, die er bei der ersten und zweiten Romfahrt annahm, um sich überall auch den letzten Rest kaiserlichen Rechts abdrängen oder wie die gemeinste Schacherseele abhandeln zu lassen und dennoch — niemals bei Geld! Wenn er in Deutschland reiste, borgte er von Gross und Klein, wie ein gemeiner Schwindler, verschrieb seine und des deutschen Reiches Ehre — und blieb schuldig! Es fehlte nicht an tragikomischen Auftritten, wenn die Wirthe nicht mehr borgen wollten und die Vorkehrung trafen, den kaiserlichen Gast nicht vor Zahlung der Zeche frei ausziehen zu lassen.*)

Und derselbe Fürst fuhr fort im königlichen Prunke zu coquettiren und es hiess von ihm, er lege sich allabendlich mit Krone, Szepter und Reichsapfel ins Bett, um sich Morgens damit wieder aus den Federn zu erheben.

Mit eitlem Wohlgefallen liess er sich von Petrarca, der hohe Erwartungen von ihm hatte, lobhudlerisch ansingen:

„Real natura, angelico intelletto,

Chiar alma, pronta vista, occhio cerviero“ etc.

aber die königliche Seele zagte vor dem Blitze des Schwertes und dem Brausen der Schlacht und er pflegte stets die eiligste Flucht dem Kreuzen der Klingen vorzuziehen, um seine theure Person in Sicherheit zu bringen.**)

*) Man vergl. Könighovens Schrift p. 134, §. CCXIII.

„Nach Günthers Tode ist der König von einer Stadt zur andern gereist und hatte sich also vaste verzert umb das rich, das in manigen stetten ime die Würten nüt woltent borgen er gebe inen denn Pfant oder bürgen.“

**) Ein einzimal, auf einer Reise durch Deutschland, 1348, hat er sich bei einem Turniere in Rotenburg in die Schranken gewagt. Unter dem Namen eines „Schilthart v. Rechberg“ erdreistete er sich, gegen den Ritter von Stein die Lanze einzulegen, ward aber von diesem Letzteren augenblicklich in den Sand gestreckt, musste nach Turnierrecht Pferd und Waffen als Kampfpreis abtreten und unter Hohn von dannen ziehn! —

„In seinem Aeusseren verrieth Carl IV. (oder vielmehr Wenzel, wie er in Paris getauft worden), nichts vom deutschen Blute, dem er durch seinen Stamm angehörte, vielmehr war er das Ebenbild seiner böhmischen Mutter. Die kleine Gestalt war stämmig und untersetzt, das Haupt mit dem pechschwarzen Haare ruhte nicht frei auf den Schultern, sondern war vorgebogen; stark vortretende Backenknochen, ein breites Gesicht vollendeten den slavischen Typus.“ Bezeichnend an ihm war das sinnende, misstrauisch suchende Auge, der forschend vornübergesenkte Kopf. Ein Zug von zagender Unruhe ging durch sein ganzes Wesen.

So sah der Mann aus, der dem ritterlichen Günther gegenüberstand, — Günthern, der jeden Zolles ein **deutscher** Held war! —

IV.

Günthers Antheil an den Kämpfen wider den falschen Waldemar, seine Erwählung und Thronbesteigung, sein Kampf wider Carls Parthei und tödtlicher Hintritt.

Wir hatten den Faden der Geschichte verlassen, um uns in einer anschaulichen Darstellung vaterländischer Zustände zu ergehen, welche uns nothwendig erschien, um den historischen Zusammenhang ebenso wie die sittlichen Zustände des Zeitalters klar zu machen, wir haben uns, wohl über Gebühr, bei Behandlung eines Themas zur Breite hinreissen lassen, dessen allgemeines Interesse allein befähigt ist, für uns entschuldigend einzutreten. —

Schon bei Kaiser Ludwigs Ableben hatten sich die Verhältnisse seiner weitverzweigten, zu ausgedehnter Macht gelangten Familie vielfach misslich gestaltet.

Nach dem Tode Markgraf Waldemars von Brandenburg Askanischen Stammes, hatte der Erstere über die Marken und die Unterlausitz, als über ein eröffnetes Reichslehen, zu Gunsten seines Erstgeborenen (Ludwig) verfügt. Nach einiger Zeit indess und während der junge, lebensfrohe Wittelsbacher in dem so

glücklich erheiratheten, schönen Tyrol auf Jagd und Abentheuer ausging, verbreitete sich die Kunde, der alte Markgraf lebe noch und werde von einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe wieder heimkehren, in die Mitte seines treuen Volks!

Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, der als Vormund Agnesens, Waldemars Wittwe, und seines Sohnes Heinrich, Anfangs die Regierung geleitet, und nach des jungen Markgrafen Ableben sich, wiewohl ohne allen Erfolg, die Herrschaft persönlich angemaasst, fand in seinem Lande einen Mann, der, wie allgemein die Kunde geht, die sprechendste Aehnlichkeit mit dem alten Waldemar besass, dieselben Hiebnarben an der Schläfe trug und nur zu wohl vorbereitet seine Rolle zu spielen begann.

Die rauhen Märker, deren Sitte und Wesen dem jugendlichen Wittelsbacher nie zugesagt, hatten jedes Maass der Drangsal erlitten, während im unmittelbaren Gefolge des Päpstlichen Bannstrahls räuberische Horden aus Polen und Lithauen sengend und mordend in ihr, früher unter den Askaniern so blühendes Land eingefallen waren; sie vermochten den Bayernfürsten nicht zu lieben, der immer fern blieb in seinen Alpenthälern und sie nicht schützte, sondern seine Diener schalten liess, wie die ungerechten Haushalter. — Gar leicht waren sie zu überreden, dass mit dem alten Herrn auch die alte Zeit zurückkehren werde und jauchzten dem Abentheurer, der sich in seiner Würde zu behaupten suchte, aus vollem Herzen zu. — Dies bot den Praktiken König Carls erwünschte Gelegenheit, der Bayernparthei Schach zu bieten, den Eindringling, der niemand anders war, als der herabgekommene Müller Rehbock, — in aller Form Rechens anzuerkennen und die mächtigsten Fürsten der Nachbarschaft zu seinem Schutze an die Grenzen der Mark in die Waffen zu rufen. —

Eine Zusammenkunft des legitimen Markgrafen Ludwig mit König Carl, die auf Herzog Albrechts des Lahmen von Oesterreich Betrieb, zu Passau, am 27. Juni 1348, zu Stande kam, blieb ohne Erfolg; — nur erhitterter vielmehr schieden die Fürsten auseinander und nach kurzer Frist entbrannte der Kampf in den Marken.

Erzbischof Otto von Magdeburg und Herzog Rudolph von Sachsen, von der Hoffnung gestachelt, durch kluge Berechnung, durch Benutzung des Betrügers, (der unter dem Namen, „der falsche Waldemar“, seitdem so traurige Berühmtheit erlangte),

ihre Lieblingswünsche erfüllt zu sehn, sich auf Kosten der Wittelsbacher zu bereichern, ihre Grenzen auszudehnen, — traten auf des Müllers Parthei. —

Auch die Anhaltinischen Fürsten und viele Grafen und Herren der Nachbarschaft erklärten sich dem Abentheurer geneigt und seine Ansprüche für rechtsgültig. Manche folgten blindgläubig und liessen sich täuschen.

Ja, um Wittelsbach den Todesstoss zu geben, zog Carl der Böhme selbst mit einem ansehnlichen Heere nach der Mark und die Mehrzahl der Städte wurde gezwungen, dem Werkzeug seines Hasses zu huldigen. — Verloren schien der legitime Markgraf und sein Haus, — Berlin und die besten Städte sandten dem Abentheurer ihr Contingent, kein Vasall wollte noch bei ihm ausharren und nur Ein Mann fand sich, der dem unglücklichen, in seinem Recht und seiner Würde so schnöd gekränkten Fürsten die Hand bot, — ein Einziger, der offenen Helms das sinkende Banner wieder aufpflanzte und furchtlos das Schwert zog. Es war unser Held, es war Günther. — Aus unsern Bergen raffte er an Mannschaft zusammen, was er irgend aufbringen konnte, und stiess im August 1348 zum bedrängten Freunde.

Vor Frankfurt an der Oder war es, wo zum erstenmal beide Rivalen um die deutsche Kaiserkrone einander begegnen sollten. Die hartbelagerte Stadt ward von Günthern entsetzt und Carl der Böhme wich aus dem Felde.

Wie bescheiden waren die Curialien der damaligen Zeit! In der Urkunde, die der heldenmüthige Befreier des Platzes dort als Zeuge vollziehen half, wird er einfach, „vir nobilis Comes Guntherus de Schwarzburg“, genannt. Doch in wie vollem Maasse verdiente er jenes Epitheton! An des verdrängten Markgrafen Seite foht er die Schlachten, denen allein das Haus Wittelsbach die Wiedererlangung seines Rechts, seiner Autorität verdankte, ohne Bedacht auf sich und das Interesse zu nehmen, das schon damals gar oft die Partheigänger zu leiten pflegte.

Aber diese Thaten waren auch die Vorschwelle zur höchsten Staffel der Ehren, die unser Held nun erklimm!

Schon im Monat December desselben Jahres finden wir ihn persönlich in Dresden anwesend, wie es scheint, um Friedrich den Ernsthaften wegen dessen Parthei ergreifung für oder gegen Carl den Böhmen zu sondiren. —

In der That hatte jener schlaue Monarch hier bereits mächtig gewirkt, wie uns aus zwei Urkunden des dortigen Hauptstaatsarchivs ersichtlich wird, deren eine alle Reichspfandschaften über die Städte Chemnitz, Zwickau und Altenburg bestätigt, die andre aber die Schenkung eines ansehnlichen Hauses zu Prag betrifft, dem Wunsche des Markgrafen gemäss, „um allezeit in Carls Nähe weilen zu können.“ —

Für das Haus Wittelsbach zu werben war aber um so mehr eitle Mühe, als Friedrich und seine Söhne nicht Bedenken trugen, sich rückhaltlos für den neuen König und die berücktigte Kur in Rense, aller Verwandtschaft mit dem gemeuchelten Kaiser Ludwig unerachtet, als legitim zu erklären! — Ja, um die unseligen Partheiungen auf den höchsten Gipfel zu bringen, schlossen Friedrich und Carl noch vor der Jahreswende in Dresden ein Schutz- und Trutzbündniss mit einander ab*) und so war denn endlich der Augenblick gekommen, der alle Freunde des Vaterlands, Alle, die den unseligen Wirren, der Schmach, der Bedrückung von Seiten Frankreichs, vermöge der Stimme aus Avignon, der Bedrängniss durch fremde Eingriffe, die eben jene „Stimme“ herbeigerufen, noch Widerstand leisten wollten, zur That trieb und im weiten Reiche deutscher Nation nur ein Einziger, der alle Fähigkeiten in sich barg, die Ehre und Wohlfahrt des grossen Ganzen zu retten.

Dieser Einzige war Günther, der Mann des Rechts und der That, der keine feindliche Waffe, selbst die gefährlichste von Allen, des Papstes Bannstrahl scheute, und darum, wie in den Tagen unsrer alten Heldenkaiser, sah man die mächtigsten unter den Reichsfürsten mit ihren Anträgen und Huldigungen den Andern voranschreiten und ihm die Krone bieten. Wittelsbach und sein Anhang, von den Extremen vorwärts getrieben, machte den Anfang; Erzbischof Heinrich von Mainz, Hülfe suchend gegen frevlerische Gewaltthat, eingedenk aller Freundschaft und Uneigennützigkeit seines alten Thüringer Bundesgenossen, schloss sich an, laut und feierlich durchs ganze Reich Günthers Lob verkündend, der Welt vor Augen haltend, „wie sein treu Gemüth, sein fleckenloser Wan-

*) Dasselbe datirt vom Tage Thomä 1348 und befindet sich die desfallsige Urkunde im Sachsen-Ernestinischen Gesamtarchive zu Weimar. —

del, sein hoher Muth, seine Mannhaftigkeit ihn fähig machten, des Reiches Rechte zu handhaben und zu schirmen, zu bessern und im Frieden zu fördern.“ — Auch Herzog Ehrich von Sachsen war der Wahl beigetreten und andre Fürsten und Stände des Reichs zögerten nicht länger mit ihrer Beistimmung — und so traf denn noch in Dresden den Erkorenen die ehrenvolle Botschaft.

Nicht ohne Ueberraschung nahm er die Kunde des Geschehenen auf. „Nach so Hohem, bekannte er in seiner edlen Bescheidenheit offen, nicht gestrebt zu haben, wie warm auch immer sein Herz für des Vaterlandes Wohl geschlagen, und gern wolle er darum einem Würdigeren weichen, dem das Vertrauen der Wahlfürsten sich gemeinsam zuwende!“ —

Diese Stimmung suchte Markgraf Friedrich eilig auszubeuten. — Mit lebhaften Farben schilderte er dem Rivalen, dem ehemaligen Gegner, die Gefahren der Annahme einer Krone, nach der der mächtige Böhmenkönig eigensinnig und rechthaberisch die Hand ausstrecke, unter Warnungen und Abmahnungen sprach er von der Zerklüftung im Reiche, der Uneinigkeit der Stände, dem Hass und der Wuth der Partheien. Aber Günthern von Gefahren zu reden, ihn durch Drohungen zu schrecken suchen, konnte in der That nur eine Berufung an seinen Muth sein. Nur die edle Mässigung, die sein ganzes Leben hindurch all sein Thun bezeichnet, nur die Besorgniss, als der Erwählte nur eines Theils der deutschen Fürsten und Stände, als blosser Gegenkaiser, die Fackel des Bürgerkriegs wieder einmal zu entzünden und statt der Retter des aus tausend Wunden blutenden Vaterlands, sein Verderber zu werden, hielt ihn ab, in die Hand der Freunde einzuschlagen. —

Man hat Günthern — selbst von den achtbarsten Seiten, anderweite Motive untergeschoben, — seine Zögerung bei Annahme der Wahl „Scharfblick im Ersehen des Abschreckenden und Gefährvollen der ihm dargebotenen Würde, Scheu vor den ungeheuren Opfern“ genannt, die von der Behauptung der Krone, ihrer Ehre und Würde unzertrennlich seien und den „Mangel an genügender Hausmacht“ eben so sehr in die Reihe der Gründe gestellt, die sein Benehmen hervorriefen, Andre wollen ihm auch „eine dunkle Ahnung seines trüben Schicksals“ zuschreiben; doch das

Alles lag Günthers **Heldenseele** fern; spätere Aeusserungen wie Thaten haben jene Ansichten vielmehr schlagend widerlegt und wohl **nie** steht der Charakter unsres Helden in glänzenderem Lichte als hier, wo er den Lockungen irdischer Grösse, zeitlichen Glanzes widerstrebt und jedem Vorwurfe selbstsüchtigen Verraths an der öffentlichen Wohlfahrt zu begegnen gesucht.

Aber Markgraf Ludwigs von Brandenburg und der andern Wahlfürsten Vorhaben war durch Günthers Bedenklichkeit nicht zu zerstören; im Gegentheil, nur mit immer neuen, immer heftigeren Bitten bestürmten sie ihn. — So, mit Klagen und Hülferufen all der vielen Schutzlosen im Reiche, die das Auge auf ihn gerichtet, das Bild deutscher Macht, deutscher Ehre wieder erstehen sahen, überhäuft, — vermöchte er sein Herz den gestellten Anträgen nicht länger zu verschliessen. So hatten Pfalz, Brandenburg, Mainz, Bayern, der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Vertreter des städtischen Elements Günthern vor die Seele gerufen, welche Verantwortung er auf sich lade, wenn er jetzo nur seine eigene Wohlfahrt bedenke, ihre Sorge für das Heil der Nation, ihre höhere Erkenntniss der Sachlage und die Wahl des Rettungs- und Heilmittels missachte und das allgemeine Beste dem eigenen aufopfern wolle. —

Unumwunden erwiderte er darum:

„Wie hochnöthig nach dem so plötzlichen Tode des allergnädigsten Kaisers dem Reiche ein verständig Oberhaupt, — wie gering aber für ein solches Amt er selbst sei, habe er reiflich bedacht, und deshalb zu Gott, dem höchsten Herrn gefleht, dass er die Herzen der Kurfürsten zum Nutzen des Reichs nach seiner Weisheit lenken wolle. — Weil jedoch dem harten Andrängen zurückweisende Entschuldigungen keinen Einhalt gethan, so möge er ihnen jetzt nicht länger als eigennützig und einer weisen Vorsehung keck widerstrebend erscheinen.

Sein Entschluss und Wille sei demnach: wofern die (Wahl) Fürsten sämmtlich zu Frankfurt öffentlich und ordnungsgemäss beschliessen und erklären würden, dass zur Zeit kein gewisser Kaiser, sondern das römische Reich erledigt, Carl von Böhmen einstimmig verworfen oder doch von der Mehrzahl nicht anerkannt; sie dann ihn ohne Bestechung erwählen und berufen wollten, so werde er nicht

zögern, ihnen zu willfahren; gehorsam dem ewigen, allmächtigen Gott, zum Dienste, Nutzen und Wohl gesammten Reichs deutscher Nation, zu Gefallen den (Wahl)Fürsten, wage er dann Ehre, Gut, Leib und Leben.“

Dies die Fassung der Antwort, wie sie der Chronist Jovius im Curialstyl des 17. Jahrhunderts mittheilt. In der lateinisch abgefassten Schrift des Albertus Argentinensis finden wir einen ähnlichen Ausspruch.

„Qui (Guntherus) primo renuens, tandem eo pacto annuit, si in Frankfurt per principes et nobiles sententiatum fuerit, vacare Regnum et Imperium, majorque pars Principum qui similiter per sententiam declarati fuerint jus habere, ipsum absque omni Simonia elegerint propter Deum, dicens se expositurum periculis pro Deo et Imperio corpus suum.“

Drei, vom 9. und 11. December aus Dresden datirte Urkunden belehren uns, mit welcher Bereitwilligkeit die Reichsfürsten auf diese Bedingungen eingingen. „Die erste (derselben) enthält ein Wahlversprechen des Markgrafen Ludwig von Brandenburg und leistet zugleich Bürgschaft, dass Graf Günther innerhalb der nächsten sechs Wochen auch von dem Erzbischof Heinrich von Mainz und den Herzogen zu Bayern und Pfalzgrafen bei Rhein, Rudolf und Ruprecht, erkieset werden solle. Andre sechs Wochen nach vollzogener Wahl solle Hilpolt von Stain das Reich inne haben und es hernach dem König einantworten. Wenn der Graf die Stimmen der andern Kurfürsten nicht erhalten würde, so solle er mit Wissen und Willen des Markgrafen und seines Bruders eine Sühne mit dem König von Böhmen eingehen können. Er solle ferner des Beistandes der Brüder Ludwigs sich versichert halten, und ihm künftig der Durchzug durch alle Vesten und Schlösser in dem Gebirge (Tyrol), um in die Lombardei zu gelangen, vergönnt sein.“ — „Den Vertrag nicht zu brechen, gelobte der Markgraf zu den Heiligen u. s. w.“

Wir ersehen hieraus, dass eine Art von Reichsverweserschaft unter dem obgenannten Hilpolt von Stain, (also einer Privatperson,) von den Wahlfürsten auf sechs Wochen eingesetzt wurde, wir erfahren aber auch, dass eine Anzahl von Herren, Rittern und Edeln aus verschiedenen deutschen Gauen um Günther versammelt war, denn in der Urkunde heisst es, am Schlusse des im

Fürstl. Schwarzb. gemeinsch. Archive zu Rudolstadt aufbewahrten Originals:

„Des sint geziug die Edeln man. Graf Günther von Swarzb, des Wachsenbg ist. Ulrich Lantg'f vom Lyugkenb'g (vermuthlich Leuchtenberg), Friedhelm von Kotbuz, Heinr. von d' Dam (ob „von der Tann“?), Otto der Wendt von Ylburg, Hiltpolt von Stayn, Ulrich Wiltbrant, Swick von Gundelfingen, Ulrich der Strauss, Gebhart Hornbeck, Kristan Pfeffing' vnd Eberht von Ebenhusen vnser Rat, Rudolff von Meldingen vnd Dytzel von Witzleben, Graf Günthers Dien' —“

wir erfahren aber auch gleichzeitig, dass Günthers gleichnamiger Blutsverwandter, („des Wachsenburg ist“) und mehrere seiner Hausvasallen, die von Meldingen und von Witzleben, aber auch ausserdem, wie gesagt, mehrere angesehene Herren aus verschiedenen deutschen Landen sich in seiner Umgebung befanden, und geht endlich aus genanntem Document noch die Absicht unsres Helden hervor, nach alter Kaisersitte eine Romfahrt zu unternehmen. — Zwei Tage später indess erfolgte eine anderweite Erklärung des Markgrafen Ludwig, „dass er, geschehe (etwa) Günthers Wahl nicht, innerhalb der festgesetzten sechs Wochen nicht verpflichtet sein wolle, ihm das Reich einzuantworten, alle andern Punkte und Artikel, die in dem ersten Brief enthalten, sollten dagegen in voller Kraft verbleiben“; auch gedachte der Beherrscher der Marken der wesentlichen Dienste, die ihm der Freund gegen den falschen Waldemar geleistet und sprach sogar von einer Entschädigung für dieselben. —

Dies und die urkundliche Ermächtigung, dass Günther im Nothfalle mit dem Böhmenkönige einen Vergleich („Sühne“) abschliessen dürfe, mag wohl der erste Anfang zu der schwankenden Rolle sein, die jener Fürst zu spielen begann. Hiltpolt von Stain, der neu installirte „Reichsverweser“ dagegen, trug sich mit geringeren Bedenklichkeiten und gelobte zu Dresden, „am Donnerstag vor Lucie, auf eigene Hand, dem Könige in sechs Wochen das Reich zu übergeben“, unter den gewöhnlichen sichernden Clauseln, und in der That erliess schon wenig Tage später der Erzbischof Heinrich von Mainz, (unterm 30. December) in seiner Eigenschaft als des Reiches Erzkanzler, ein Schreiben an Balduin von Trier, in welchem er diesen und die übrigen Mit-

wähler aufforderte, „sich den nächsten 16. Januar k. J. in den Feldern vor Frankfurt a. M. einzufinden, um einen rechtgläubigen Mann zum Könige deutscher Nation zu wählen, die Stimme des Ausbleibenden“, so bemerkte er ausdrücklich, „würde unbeachtet bleiben und ohne sie die Kur vollzogen werden.“ („Nullius absentia seu negligentia in hac parte aliquantinus obstinente.“) —

Also standen die Dinge, als bereits drei Tage später, als am ersten des Jahres 1349, nach kurz beendeten Unterhandlungen und Vorbereitungen, Günther im Predigerkloster zu Frankfurt a. M. feierlich zum römischen König ernannt wurde. Erzbischof Heinrich von Mainz, nebst dem Domprobst und Vormund des Hochstifts, der ritte.liche Cuno von Falkenstein und Pfalzgraf Rupert der Aeltere waren bei diesem Akte zugegen. — Der Letztere wählte zugleich als Bevollmächtigter seines Bruders, des Pfalzgrafen Rudolf. — Für Markgraf Ludwig von Brandenburg und Herzog Ehrich von Sachsen-Lauenburg aber stimmte Erzbischof Heinrich, laut besonderer Vollmacht. — Alle verpflichteten und reversirten sich noch ausserdem urkundlich, gelobten Günthern unverbrüchliche Treue und stellte sich namentlich der Stiftsverweser Cuno von Falkenstein mit 60 behelmtten Rittern unter Führung Johannis von Belldirsheim (Bellersheim) sofort zu Günthers Verfügung. —

Indess blieb Carl der Böhme nicht müssig und verlängerte seinen Dresdener Aufenthalt nur, um den Markgrafen Friedrich und seine Söhne zur Schilderhebung gegen Günther anzustacheln.

Nur die zwei oberwähnten, am Schluss abgedruckten Urkunden aus jener Periode bewahrt das dortige Hauptstaatsarchiv, die, obwohl mit dem colossalen Majestätssiegel des kleinen Lützelburgers versehen, nicht undeutlich durchblicken lassen, wie schwach er sich persönlich fühlte und welchen Werth er auf Friedrichs Hülfe legen musste, — ihm genügte der Allianzvertrag vom 21. December nicht, er setzte es durch in seiner Unruhe und Beweglichkeit, dass am 3. Januar ein zweites Schutz- und Trutzbündniss mit dem Markgrafen und seinen Söhnen abgeschlossen wurde. —

Günthern im Rücken anzugreifen, seine Schlösser und Städte in Asche zu legen, die Thüringer Lande wieder mit Feuer und Schwert zu überziehen, dünkte ihm die Aufgabe des Moments. —

Nicht vergeblich erlaubten wir uns das Gemälde der Fehden

und Kämpfe, der Partheiungen und Vertragsschlüsse der früheren Periode mit vielleicht peinlicher Genauigkeit wiederzugeben, aber es bedurfte jenes Bildes, um die verehrten Leser mit den Charakteren unsres Dramas genau bekannt zu machen — und in der That, — wie wohlgethan war es, dass Günthers Schwert schon wiederholt auf den heimathlichen Schlachtfeldern entschieden, denn nicht die mächtigen Souveraine allein, die mit Carl das Bündniss schlossen, ja zwei von Günthers Blutsfreunden und nächsten leiblichen Anverwandten, denen er das Erbe seiner Väter vertrauensvoll vom Wahltag an zu getreuer Hand überantwortet, nicht nur Graf Heinrich von Hohenstein und Sondershausen (seit 1347 in Carls Diensten), sondern auch jene erwähnten Agnaten trachtete der schlaue Böhme durch ungeheuere Versprechungen — auf Pergament freilich — zu Thaten und Feindseligkeiten zu vermögen und wenn uns auch weder aus den Quellen, noch dem Zusammenhange der bekannten Thatsachen klar wird, welche Erfolge jene Aufforderung zu Treulosigkeit und Abtrünnigkeit ihm einbrachte, so mag doch ein Vorgang wie dieser immerhin dazu beigetragen haben, das öffentliche Vertrauen zu erschüttern, Günthern in seinen Heeresrüstungen zu beirren. — Mit Waffen und Gepäck in Carls Hoflager überzugehen, der Bande des Bluts und empfangener Wohlthat uneingedenk, nur nach dem ihm zugesicherten Gelde zu trachten, hatte allerdings nur der erwähnte Hohensteiner die Stirn und die Geschichte unsres Landes hat seinen Namen als den eines Verräthers aufbewahrt, wiewohl sein Stamm längst erloschen ist. —

Unbeirrt um jene feige Taktik hatte sich unser Held indess mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg und einem zahlreichen Gefolge deutscher Fürsten und Herren auf den Wahlfeldern im Osten der ehrwürdigen Krönungsstadt gelagert und sein nicht ganz unansehnliches Heer, der rauhen Jahreszeit unerachtet, mit ihm gemeinsam in luftigen Zelten Quartier bezogen. —

Die Väter der Stadt, — bedächtig von Hause aus — ängstlich der Dinge harrend, die da kommen sollten, und in Sorge vor Carls schlaunen Ränken, schützten ein altes Recht vor, vermeinend ihre Thore sechs Wochen und drei Tage lang dem Neuerkorenen verschliessen zu dürfen, bis gegnerische Ansprüche mit den Waffen zum Austrag gebracht worden.

Diese Berufung an Günthers Muth, an die Rechtmässigkeit

keit seiner Ansprüche, vermochten ihn, auch dieser Form zu genügen; mit der Festigkeit und dem Rechtsbewusstsein, das alle seine Thaten kennzeichnet, fügte er sich in jene Procedur, obwohl fürwahr niemand besser wie sein Rival selber wusste, welches Resultat eine Entscheidung durch das Schwert ihm gebracht.

Inzwischen ging ein neuer feierlicher Wahlakt am 30. Januar vor sich und vier Churfürsten*) nebst einer grossen Zahl Reichsstände verkündeten feierlich, „nachdem das heilig römische Reich erledigt, die Anwesenden im Besitze des Wahlrechts:

Sie erklärten für gültig und machten bekannt die Chur des edeln Herrn, Günthers Grafen von Schwarzburg; wiederholend und mit heiligem Eide bekräftigend, dass sie keinen würdigeren Kaiser kenneten, keinerlei Versprechen, Geschenke und Angelobungen sie zu seiner Erwählung bewogen.“

„Dann überreichte Jeder dem König die Fahne mit dem Reichsadler;“ das Volk jubelte freudig auf: „Heil, Heil, dem Vaterlande, Heil dem Kaiser!“

An die vier wetterauischen Reichsstädte, Friedberg, Gelnhausen, Wetzlar, Frankfurt a. M., dann an Strassburg, Augsburg und Nürnberg erliess Erzbischof Heinrich, wiederum als des Reiches Erzkanzler, ein Ausschreiben, Günthern zu huldigen!

Unverweilt gehorchte auch die Mehrzahl; nur in Nürnberg erhoben Rath und Geschlechter eine kurze Opposition und schützten einen dem Lützelburger geleisteten Eid vor, — die Zünfte hingegen erhoben sich in blutigen Tumulten, setzten die Oberhäupter der Behörden ab und zwangen sie nebst vielen Patriziern zu schmachlicher Flucht! — In Fässer versteckt, entkamen die Verfolgten — und Vaterlandsfreunde traten, Günthern als rechtmässigen Herrscher und Oberherrn anerkennend, an die Spitze der städtischen Angelegenheiten.

Eines wiederholten Eides der chürenden Fürsten bedurfte es indess und der Versicherung, dass jeder Form und Observanz Genüge geleistet, bis das bedächtige Frankfurt dem harrenden Monarchen die Thore öffnete, die man bisher ängstlich verschanzt und besetzt gehalten.

*) Mainz, Cöln, Brandenburg, Pfalz.

Bereits am 2. Februar hatte das (ohne Zweifel geworbene) Fussvolk im Lager die Zelte verbrannt und war auseinandergegangen, am 6. erst hielt Günther, gefolgt von vier Churfürsten und einem unabsehbaren Zuge von Reichsständen, Grafen, Herren und Rittern, seinen Einzug in die Krönungsstadt, indess vor den Thoren bewaffnete Mannschaft aufgestellt blieb.

Die erhebende Feierlichkeit hat uns ein damaliger Zeitgenoss, der Frankfurter Dechant Latomus, mit lebendiger Treue geschildert; ihr Verlauf ist folgender:

„Dem erwählten Könige kommt die Geistlichkeit, wie es Gebrauch, an das Stadthor entgegen (vermuthlich das Allerheiligenthor?); er sitzt zu Pferde; vor ihm her wird das Reichsbanner getragen. Am Kirchhofe beim Dom steigt der König ab und sein Ross erhält der, dem es das Loos giebt. Mit allen Glocken wird geläutet, die Orgel ertönt, auf dem Hochaltar brennen geweihte Kerzen. —

„Der König tritt ein, ihm wird das Haupt des Märtyrers Bartholomäus zum Kusse dargereicht, dann setzt er sich, die Hände gefaltet, auf einen in der Mitte stehenden geschmückten Sessel; der Erzbischof von Mainz steht auf seiner Rechten, der von Cöln auf seiner Linken.*) — Beide Kirchenfürsten erscheinen im feierlichen Ornat. Knieend beginnt der Erstere den heiligen Gesang. Ihm antworten die übrigen Churfürsten und die Geistlichkeit.

„Darauf singen der Erzbischof und der Chor wechselsweise heilige Psalmen. Endlich wird gebetet:

„Decke, o Herr, über Deinem Knechte die Rechte etc.“

„Der Erzbischof macht dann das Kreuzeszeichen über dem knieenden Monarchen und besprengt ihn mit Weihwasser, legt ihm mit den übrigen Churfürsten die Hände unter, und so heben sie ihn denn auf den Altar, den Psalm anstimmend: „Herr Gott, Dich loben wir!“

„Nach beendetem Gesange steigt der König vom Altar, opfert und legt dann sein Oberkleid als Geschenk für die Kirchendiener ab.“ —

Zwei Tage später wurde auf dem Samstagsberge, (unseres

*) Man sieht, dass das böhmische Gold wenig gefruchtet und Wallram Günthern demunerachtet öffentlich in Frankfurt mit erwählt, nachdem er schon in Rense Carl seine Stimme ertheilt hatte.

Wissens, dem Römerberge,) ein erhöhter Thron für den König aufgestellt. —

Unter dem Geläute aller Glocken trat Erzbischof Heinrich wieder vor, empfing seine Reichslehen mit fünfzig Fahnen und leistete Günthern den Eid der Treue, — dann überreichte er Jemem das blanke Reichsschwert; die Hand an demselben gegen die Sonne gewendet, hielt es der Monarch zum Zeichen, dass er das Reich von der Sonne zu Lehen nähme und keinem Irdischen unterthan, legte es dann an die Brust und schwur den römischen Königseid, unter dem Jauchzen der Menge. — Endlich gab der König dem Erzbischof das Reichssiegel und zum Schluss huldigte noch die Bürgerschaft, der er unverweilt den Freibrief über alle ihre Rechte und Privilegien ausstellen liess. —

Alles Volk aber, das der Ableistung des Königseides beige-wohnt, war auf die Knie gestürzt, seinem Herrscher entgegenjubelnd, stark sich fühlend unter dem Starken, und im Frohlocken des Augenblicks blieb jedes Herz ahnungslos für kommendes Unglück.

Noch schwanken, (unsres Wissens,) die Meinungen über die Stätte, wo Günther seine Königspfalz aufschlug. Einige behaupten, auf dem altehrwürdigen „Saalhofe“, am Ufer des Mains, Andre, in den Hallen des „Braunfels“ und die Uebrigen, in dem stattlichen Gehöft auf der Fahrgasse, das seitdem Jahrhunderte lang „zum goldenen Löwen“ benannt blieb. —

Diese letztere Ansicht hat Manches für sich, denn bekanntlich war es während des ganzen Mittelalters in der Christenheit Sitte,*) dass der Ritter seinen Schild über der Thorfahrt seiner Herberge aufhing, so lange er am Orte blieb, und oftmals erwählten und behielten die Besitzer solcher Häuser und Höfe von jenem Umstande einen bleibenden Namen.

*) „Ein sonderbares Vorkommen war im Mittelalter das Aushängen des Wappenschildes an der Herberge, in der ein Edler zusprach und wem die bekannte Geschichte vom „letzten Ritter“ und jenem prahlerischen Franzmann kein hinreichender Beweis hierfür sein sollte, der kann etwas Aehnliches in Götz von Berlichingens Lebensbeschreibung lesen.“ —

Noch bis zum Jahre 1840 konnte man denn zum Angedenken an den ritterlichen Schwarzbürger die Embleme seines Hauses, den goldnen Leuen im blauen Felde, über dem gastlich offenstehenden Thore des Gehöfts erblicken, das jedoch inzwischen zeitgemäss den Titel: „Hôtel de Württemberg“ angenommen hat. —

„Wir sind am Ziele!“ möchten wir ausrufen, wenn wir uns das Verschwinden des königlichen Symbols zurückrufen und uns gleichzeitig vergegenwärtigen, wie kurz nur die Schritte waren, die unser Held noch zurückzulegen hatte. — Aus der alten, be-thürmten, hochgegiebelten Krönungsstadt bis an die Ufer des Rheins, von dort zurück in das niedere Haus der Johanniter und von dort endlich in die noch engere Zufluchtsstätte, die uns Allen vorbehalten ist. —

Wie ganz anders waren die Bahnen, auf denen ein räthselvolles Schicksal die Schlaueit des Böhmen Carl geleitete! — Bei der Kunde von Günthers feierlichem Einzuge hatte er Dresden bei Nacht und Nebel verlassen, einige Tage hinter den Wällen von Erfurt gerastet und eilte, nach einer flüchtigen Besprechung mit Günthers feindlich gesinnten Anverwandten zu Eisenach, durch Thüringen, Hessen und Westphalen nach Cöln, wo er seinen Anhang zu sammeln trachtete.

Seiner eigenen Angabe lediglich verdanken wir die Kunde von einem dortigen solennen Einzuge, den sein Oheim, Balduin von Trier und der Bischof von Lüttich, — (ohne allen Zweifel im eigenen Interesse,) veranstaltet haben sollen, — doch steht fest, dass er Rathschlägen seiner Partheigenossen dort das Ohr lieh, nachdem er eine schriftliche Abmahnung des Papstes hinsichtlich seiner Bewerbungen um Isabella, Tochter König Eduards III. von England, entgegengenommen hatte.

Johann Herzog von Limburg, Brabant und Lothringen, Wilhelm, Markgraf von Jülich, Johann von Valkenberg und manch andre Herren in Niederdeutschland noch, empfangen aus Carls Hand ihre Lehen und leisteten den Eid der Treue. — Alle, an ihrer Spitze Balduin, die Herzöge Rudolf der Jüngere und Otto zu Sachsen (Wittenberg?) verpflichteten sich unterm 17. Februar urkundlich zu Cöln, Carl dem Böhmen mit Leib und Leben wider Günthern beizustehn, von dem es in dem Documente hiess,

„dass er sich des Reiches freventlich und mit Unrecht angemaasst.“ Auch der Pseudowaldemar, der sich in einem Theile der Marken noch zu halten suchte, sandte Carln, der ihn feierlich beliehen, nachträglich ein Huldigungsschreiben zu.

Während indess Günther mit Umsicht seine Heeresrüstungen betrieb, verliess sein Rival das Hauptquartier seiner Parthei um sich nach Luxemburg, seinem Stammsitze, zu begeben. — Räthselhaftes Thun und Treiben! — Der Moment der Huldigung hätte der der Schilderhebung sein sollen, sein können, doch der Böhme scheute des Gegners Schwert und beschied die versammelten Fürsten auf den 22. Februar, als am Sonntag „Esto mihi“, nach Castell zu einer allgemeinen Reichsversammlung. — Abwarten, Verhandeln, Vertragen, Diplomatisiren, nach dem berühmten Grundsatz: „interdum aliquid fit,“ darin bewies er wiederum seine Stärke, — mehr zu thun, trug er für den Augenblick Bedenken, indess Günther, dessen Name alle fahrenden Degen im Reiche sowohl, als den Kern der wehrhaften reichsstädtischen Bürger zu den Fahnen zog, — genau auf den nemlichen Tag ein grosses Turnier an denselben Ort ausschrieb und unablässig die Schlagfertigkeit seiner Streitkräfte zu fördern suchte. — Conrad von Trimberg, einer der erfahrensten Heerführer seiner Zeit und weiland Kaiser Ludwigs treuester Anhänger, trat in seine Dienste, auch Helferich von Rudinheim („Frater Helphricus de Rudinkheim“), Commendator der Ritter St. Johannis in Frankfurt (als dem Hauptorte des Cantons Wetterau), trat mit unsern Ordensbrüdern auf seine Seite, indess Thüringen und andre Gaue, wie die Städte des Reichs ihr zahlreiches Contingent boten. — Frankfurt a. M. z. B. stellte je den fünften Mann gewappnet zur Verfügung, Graf Johann von Henneberg, Günthers Oheim, übernahm die Wahrung seines Rechts und Wohles in der entfernten Heimath. —

Darum mag denn Carls ängstliches Zagen nur zu leicht erklärlich erscheinen, — nannte doch die öffentliche Stimme Günthern den „unbesiegten“ Helden, sah man doch klar vor Augen, wie sein hoher Muth, seine ungebeugte Festigkeit die Freunde begeisterte und mit Zuversicht erfüllte, indess seine schlichte, leutselige Weise den gemeinen Mann an ihn fesselte, ihm bei Hoch und Niedrig die Herzen eroberte. —

Wie sollte da wohl der Zagende, das Schooskind oder die Puppe des Papstes und des Frankenkönigs, dem Recken den

Kampf um Reich und Leben anbieten, der (an demselben Tage, wo er in königlichem Pompe zu Castell, an der Spitze des Reichstags, vor Fürsten und Volk zu thronen und zu tagen sich vermessen), statt seiner dort einritt, starrend in Erz, unter dem endlosen Jubel der aus Nah und Fern am grünen Rhein zusammenströmenden Volksmassen, die Schranken des angeordneten Turniers betrat und in seinem Gefolge die Blüthe aller waffenfähigen Mannen Deutschlands, glänzend in dem heitern Farbenschmuck, den das Zeitalter für das edle Kampfspiel vorschrieb! —

Und so wurde denn statt unerquicklichen Wortgefechts auf dem angekündigten Reichstage, ein so prachtvolles und glänzendes Fest hier gefeiert, wie seit lange keins in den Landen deutscher Zunge. „Wer hatte denn wohl an ritterliches Turnei zu Glimpf und Ehren zu denken vermocht, in all den trübseligen Tagen,“ die, so schwerer Heimsuchungen voll, voraufgegangen?

Unter all den Schickungen eines strafenden Verhängnisses, unter dem überfluthenden Maass der Schande, war allein die Hoffnung im Volke nicht untergegangen; ob auch unstät flackernd, wie die Leuchte im Sturmwind, erstarb die Ueberzeugung nicht, dass es besser werden müsse; dass das arme Vaterland nicht untergehn könne, dass im Momente der äussersten Noth eines grossen Heldenkaisers Wiederkehr die rettende That bringen werde, und da sah man denn heute wirklich wieder ein Heldenherz an der Spitze der Nation, einen Recken gleichzeitig, „den Mannen seines Heeres sämmtlich überlegen, an Kraft und Gewandtheit, im Führen der Waffen!“

„In der That Günther streckte seine Gegner Alle in den Sand und im Schwertkampfe ward Keiner ihm Meister;“ den scheu vom linken Ufer Herüberspähenden, oder Herüberkommenden, den Dienern des jungen Nassauers Gerlach oder ein und dem andern in der Menge versteckten Helfer seines fernen Rivalen zeigte er es deutlich, dass er auch König sein könne, nach weiland der Art unsrer Ottonen und Hohenstaufen; „Herrscher durch die Wucht des Arms und die Macht des Schwertes.“ —

Als Königin der Schönheit hatte man an Günthers Hoflager Anna, die blühende Tochter des Pfalzgrafen Rudolf ausersehn, gehörte doch der Letztere zu des Königs eifrigsten Wählern, hatte er doch sein Einreiten in die Schranken feierlich zugesagt; — doch jetzt, inmitten allen Jubels — fehlte er und die Seinigen. — So

musste denn Katharina von Falkenstein, die Nichte des mächtigen Mainzer Domprovisors, Günthern, vor Beginn des Banketts am ersten Festtage, den güldenen Lorbeer um die Schläfe winden. Freudig hatte das zuschauende Volk dem Könige, dem Sieger ein Hosanna gerufen, — ob ihm auch die unerwartete Wendung die Stirn in Falten zog. —

Doch, wer dachte an Verrath, wer hielt Abtrünnigkeit für möglich? Laut sprachen alle Lippen den Wunsch aus, bald möge die Stunde der Entscheidung schlagen und Günthers gutes Recht von den Waffen vertreten werden, die er in Spiel und Ehren so herrlich zu führen gewusst. Froh umjubelt schied unser Held aus dem Kreise der Vertrauensvollen gen Frankfurt, wo neue Sorgen seiner harnten. —

Flammende Zornesblitze aus Avignon oder vielmehr von der Hand des Gebietigers über den Oberhirten der Christenheit drängten zur That.

Nicht in Ludwigs, seines unglücklichen, tiefgedemüthigten Vorgängers — nein, in der grossen Salier und Hohenstaufen Fuss-tapfen trat Günther und öffentlich und frei, gleich ihnen, erklärte er durch Manifest*), wie es sein fester Entschluss sei, den Anmaassungen Päpstlichen Uebermuths in Deutschland auf immer einen Damm entgegensetzen. Sodann erneute und bestätigte er einen von seinem Vorgänger erlassenen Ausspruch, des Inhalts, dass blinde Befolgung päpstlicher Willkür mit der Ehre und Würde des Reichsoberhauptes unvereinbar sei. —

In dem Erlass vom 10. März hiess es ferner wörtlich:

„Da unser Vorfahr ein Gesetz geben, dass dem zu Frankfurt von allen oder den meisten Kurfürsten zum römischen König Erwählten vollkommene und jegliche Macht und Verwaltung des Reiches schon vor der päpstlichen Genehmigung zustehe, so erneuern und erklären wir dieses Gesetz für gültig auf ewige Zeiten; beschliessen ferner, dass jedes Verfahren gegen dasselbe nichtig gewesen und nichtig sei;

*) Sein Edikt wurde in Frankfurt a. M. an alle Kirchthüren befestigt. Friedrich Lorenz Hofmann, Günthers bewährter Biograph, bezieht sich desfalls auf eine noch vorhandene Urkunde, die uns im Originale jedoch nicht bekannt ist. —

dass alle Handlungen und Lehrsätze der römischen Päpste, die ihm widerstreiten, mit der christlichen und apostolischen Glaubenslehre unvereinbar, da ja zufolge aller göttlichen und menschlichen Rechte, der Papst selbst dem Reiche unterworfen sein muss, und es bekannt, dass in zeitlichen Dingen weder ihm noch sonst jemand auf Erden der Kaiser untergeordnet. —

Welch ein Uebermuth, welch neue unerhörte Tyrannei, dass des römischen Reichs Oberhaupt, der durch gesetzmässige Wahl erkohrene Schutzherr der öffentlichen Freiheit, der Freiheit beraubt, dass der, dessen Alles, nicht sein eigen sein soll.“

Günther ging noch weiter, denn die „welsche Praktik“ seiner Feinde, die Hand, die im Verborgenen die Fäden lenkte, um das unglückliche Deutschland nicht zur Einheit und Kraft gelangen zu lassen, um es im steten Zustande der Erschöpfung zu halten, war ihm kein Räthsel geblieben.

In seinen Verfügungen blieb er darum nicht stehn:

„Für Rebellen gegen Kaiser und Reich, des Vaterlands- und Hochverraths schuldig, erklärte er vielmehr Jeden, der seiner Verordnung und der Zurückweisung päpstlicher Anmaassung zuwiderhandle“,

und alle Freunde des Rechts und deutscher Unabhängigkeit aufrufend, drang er in seine Bundesgenossen, unverweilt ihre Mannschaften zu seinen Kriegsvölkern stossen zu lassen, um den Kampf mit dem Gegner ritterlich zum Austrag zu bringen.

Aber kaum war sein königliches Machtwort durch die weiten Gaue des Vaterlands gedrungen, alle Braven und Rechtlichen mit neuem Muthe beseelend, alle Zaghafte stützend und festigend, kaum war jenes Manifest über die Schwelle der päpstlichen Zwangswohnung in Avignon getragen worden, zum Schreck ihrer Bewohner und der ganzen, unübersehbaren Parthei, die mit dieser unter Frankreichs Druck und Botmässigkeit gehalten wurde, — als auch schon, von fanatischen Priestern angestachelt, in Günthers Erblanden die schmach- und grauenvollen Judenhetzen, jene kanibalischen Schlächtereien, wieder auftauchten, und das Blut der unglücklichen Hebräer, das man kaum gestillt wähnte, aufs Neue in Strömen vergossen ward. Hatte zwar Günther dem leiblichen Oheim, dem Grafen von Henneberg, zur Pflicht gemacht, jene Wehr-

losen zu schirmen und ihm das sogenannte „Schutzgeld“, jene Abgabe, die man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in ganz Thüringen von den Israeliten zu erheben pflegte, für Erfüllung jener Obliegenheit überwiesen, so hatte dieser doch nicht die Macht besessen, all den Händen, die in Dunkel und Finsterniss wirkten, entgegenzuarbeiten.

Papst Clemens, voll Wuth über Günthers demüthigendes Edikt, hatte der Werkzeuge so viele, dass in den Tagen des Vorurtheils und ungenügenden Rechtsschutzes die Blutbäder nicht vereitelt werden konnten. —

Während nun das Märchen von der „Brunnenvergiftung durch Juden“ aufs Neue von Ort zu Orte flog, und der Pöbel sich überall auf die Schlachtopfer warf, die ihm bezeichnet wurden, — war Carl der Böhme nicht müssig geblieben! Günthers Parthei zu sprengen, ohne Schwertstreich seine Plane durchzuführen, blieb der Gegenstand seines rastlosen Sinnens! —

Bianca, seine erste Gemahlin, Tochter Carls von Valois, Schwester König Philipps VI. von Frankreich, war vor Jahresfrist gestorben. Eine neue Wahl, gar trefflich geeignet, ein Friedens- und Freundschaftsband um ihn und die erlauchten Wittelsbacher zu schlingen, wurde unter Genehmigung des Papstes geschlossen, nachdem die Bewerbungen um Anna, die Tochter Herzog Bolkos von Schweidnitz und Jauer und um die Tochter König Eduards III. von England, widerrathen worden waren. *) — Anna, jene Tochter Rudolfs, des Pfalzgrafen bei Rhein, berühmt durch Schönheit und Jugendfrische, ward die Königsbraut, und ihr Vater, obwohl Günthers Mitwähler und geschworener Bundesgenoss, „vermochte dem Glanz der dargebotenen Krone für seines Kindes Haupt nicht zu widerstehen.“

Ungesäumt vielmehr erhielt der kleine Lützelburger das Ja-

*) Durch diese zweite Heirath wusste er einen Theil der Oberpfalz an sich zu bringen; — die Pfälzerin Anna starb nemlich schon ums Jahr 1353, ungefähr gleichzeitig mit ihrem abtrünnigen Vater. Carl schritt nunmehr sofort zur dritten Ehe mit Prinzessin Anna von Jauer; durch sie gelangte er in den Besitz eines grossen Theils von Schlesien und der Lausitz, ja er konnte daran denken, seine Macht bis nach Polen auszudehnen, (die Verwirklichung seines Traums von einer grossen Slavenmonarchie! —)

wort und ward von dem zärtlichen Schwiegervater alsbald auch als „des Reiches Mehrer“ anerkannt. —

Schon am 4. März, also kaum sechs Wochen nach Günthers Wahl und dem feierlichen Huldigungseide, ward die Eheberedung zu Bacharach ausgefertigt und die Vermählung in Eile und Hast vollzogen! —

So war denn Tücke und Treubruch der Streich gelungen! Um das Gewissen des neuen Schwähers zu beschwichtigen, um ihn das blutige Gaukelspiel, das man in der Mark gegen den leiblichen Bruder in Szene gesetzt, vergessen zu machen, übertrug ihm Carl unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken, die früher verpfändet gewesene Landvogtei Elsass, das Schultheissenamt Hegenau und an Gütern und Aemtern, worüber er nur irgend verfügen konnte.

Er verband damit neue Absichten! Im Schutze seines neuen Bundesgenossen, gedachte er eine anderweite Reichsversammlung zu Stande zu bringen, nachdem der Tag von Castell für ihn so kläglich abgelaufen. Sein Oheim Balduin hatte sich vordem in den Besitz der zum Mainzer Sprengel gehörigen Bisthümer Worms und Speier zu setzen gewusst, noch besass er mächtige Verbindungen dort, bei Geistlichen und Laien. Welch respektvolle Entfernung Günthers Nähe auch immer vorschreiben mochte, den Verbindungen des Oheims, der Nachbarschaft des Schwiegervaters vertrauend, erwählte der schlaue Böhme Speier zum Sammelplatze seiner Parthei; — mochte vielleicht auch der Gedanke seine Eitelkeit kitzeln, gerade in der Stadt tagen zu lassen, wo man, wenig Wochen nach seiner Erwählung, die Frage, „vacat imperium?“ mit „Nein“ beantwortet, das Scrutinium der drei Erzbischöfe in Rense für null und nichtig erklärt hatte. —

In der That langten Balduin von Trier, (der Unvermeidliche!), Gerlach, der junge Erzbischof von Mainz, Pfalzgraf Rudolf selbst, dann Landgraf Heinrich von Hessen, Herzog Friedrich von Teck, Graf Eberhardt von Württemberg, (der Greiner,) Friedrich Graf zu Oettingen, Landgraf im Elsass, zwei Grafen von Leiningen und endlich der bereits oberwähnte Hohensteiner, (der einzige Verräther aus Thüringen,) — in der Stadt unsrer geheiligten Kaisergräber an und verhandelten darüber, was nun eigentlich geschehen solle, um die brennende Frage zur Lösung zu bringen. — Möge man es nun Bedacht, möge man es Aengstlichkeit

nennen, war es, dass die Geister unsrer alten Kaiser, warnend vor Zwietracht, die Stätte umschwebten, wo ihre Asche ruhte, — ja, vermochten vielleicht die todten Steingebilde über den Gräbern zu den Herzen der Partheigenossen zu sprechen, — nach allem Hin- und Herreden gelangte man zu keinem andern Resultate, als dem weisen Beschluss, „mit König Günther zu unterhandeln;“ — aber unbesonnen genug war man dennoch, ihm „als Reichsstand“ ein Einladungsschreiben nach Frankfurt zu senden, — denn wie sich von selbst versteht, blieb das leere Geschrift unbeachtet liegen. —

Sei es nun, um ihn aus der Krönungsstadt am Main wegzulocken, sei es, um ihn im Rücken zu beunruhigen, seine Verbindungen mit dem Norden zu durchschneiden, Carl vermochte die Burgmänner des festen Reichsschlusses Friedberg in der Wetterau, Günthern, der mit unablässigem Eifer seine Streitkräfte um Frankfurt zu concentriren suchte, den Gehorsam zu weigern.*)

Aber im Bunde mit den ihm treugebliebenen Bürgern der Stadt, berannte der König das Schloss, nahm es mit stürmender Hand und zwang die Widerspenstigen zu Unterwerfung und Gehorsam.**) Er ergriff aber auch die sich hier darbietende Gelegenheit, um im Gebiete der Wetterau die Kaiserlichen Rechte und Pflichten zu üben; er ertheilte Privilegien und Freiheiten, bestätigte u. a. die berühmte Abtei Arnsburg an der Wetter in ihren Rechten und Besitzthümern, — ein Akt, der in den nachmaligen, langwierigen, juristisch so berühmt gewordenen Streitigkeiten zwischen jenem Kloster und dem fürstlichen und gräflichen Hause Solms von Bedeutung bleiben sollte, da König Günthers Bestätigungsbrief bei Fällung des Endurtheils, im Jahre 1752, den entscheidenden Ausschlag gab, — ja er behielt noch Zeit, selbst den Angelegenheiten daheim in Thüringen seine Thätigkeit zuzuwen-

*) In diesen Zeitraum dürfte auch die so viel angezweifelte Diversion der in Frankfurts Umgebung hausenden kleinen Dynasten und Ritter zu stellen sein, deren Latomus, pag. 251, mit den Worten gedenkt: „Jussu Regis Caroli omnia praedia ac villae oppidi Francofurtiae per Dominos de Epstein, Hanau, Falkenstein combustae sunt. Irrthümlich ist mindestens das Datum: „Die 4. Junii.“ Carls Taktik, wie dem Wesen jener fehdelustigen Herren, unter dem Namen der „Wetterauer wilden Jagd“ so viel verschrieen, entspräche der Streich auf's Genaueste. —

**) am 22. März 1349.

den!*) So standen die Dinge, als Carl mit Mühe seine Anhänger zur Stellung ihrer Contingente in der Gegend von Frankenthal, zwischen Worms und Speier, vermochte und mit der peinlichsten Geldnoth kämpfend, de- und wehmüthig von den Speierer Bürgern 1000 Pfd. Heller aufborgte, die er, binnen gemessener Jahresfrist bei Vermeidung von Personalarrest und unter sonstigen, die Würde und königliche Stellung tief in den Schatten stellenden Bedingungen und Betheuerungen zu verzinsen und heimzahlen gelobte, während Günther seine Rüstungen bis auf Vereinigung mit den märkischen Völkern, die Markgraf Ludwig in kurzen Tagemärschen durch Thüringen und Hessen herbeiführte, längst vervollständigt sah, als ihn eines Tages unvermuthet ein leichtes Unwohlsein, verbunden mit jäher Hitze, befiel.

Nah war der Tag blutiger Entscheidung. — Gern wäre er im Vollgeföhle seiner Kraft dem Feinde mit seinen Mannen allein entgegen, — in aufwallender Ungeduld schalt er mit seinen Genossen, die im Kriegsrathe bedächtig die Ankunft der Märker abzuwarten beehrten.

Aengstlich zagend schaute der kleine Lützelburger um sich und musterte die Persönlichkeit seiner Genossen. Keiner der Kirchenfürsten konnte auch entfernt nur als Stratege gelten, obgleich Balduin von sich rühmen mochte, „dass er täglich hinter verschlossenen Thüren sich im Springen und allerhand ritterlichen Leibesübungen exerziere.“ Markgraf Friedrich der Ernsthafte, von schwerem Gebreite heimgesucht, verharrte daheim in unerquicklicher Waffenruhe; — Pfalzgraf Rudolf, der neue Schwiegervater, musste durch Beleihungen, Würden und Cessionen zur Willfährigkeit gebracht werden — und dennoch griff der Pfälzer nur zagend zum Schwerte. Nur Graf Eberhardt von Württemberg war ein erprobter Degen, doch seine Waffenthaten beschränkten sich auf Ueberwindung einzelner Edler, gegen die er seine und des Reiches schwäbische Städte aufbot. — Auch ihm übertrug der miss-trauische Böhme das Commando nicht. —

*) Eine lateinische Urkunde Günthers, fromme Stiftungen zu Frankenhäusen, zu Gunsten des Klosters Oldisleben betr., und mit den Worten beginnend: „Nos Guntherus, Romanorum Rex semper augustus u. s. w.“ datirt von Friedberg, den 1. April 1349. Vergl. *Thuringia sacra*, 714.

Wie ganz anders schlug Günthers Heldenherz, in steigender Fieberungeduld den Moment erharrend, wo sein Schlachtruf wieder die Treuen all ins Getümmel führen würde; — wenige Tage und seine Vereinigung mit den Märkern musste bewerkstelligt sein, — dann ruhte die Zukunft nur auf der Schärfe seines Schwertes! —

Da, von brennender Ungeduld getrieben, sucht der König Rath und Hülfe gegen das aufkochende Weh, das ihn plötzlich niederwirft, bei dem berühmten Arzte, Freidank, genannt „von Heringen,“*) bei einem Manne, zu Frankfurt seit Jahren bekannt und im besten Ansehn. —

Dieser verspricht einen köstlichen Heiltrank zu bereiten, der schnell das Uebel lindern soll. — Unfähig zwar an ein Bubenstück zu glauben und doch von dunkler Ahnung getrieben, nöthigt der Monarch den Lobredner seines Wundermittels, es zuvor selbst zu versuchen.

Dieser leistet dem Befehle Gehorsam, und ruhig leert Günther die Schaale, während der Arzt plötzlich erblasst, in Zuckungen verfällt und halb bewusstlos fortgeschafft werden muss.

Das Fürchterlichste war geschehen, das in Deutschland Un-
erhörte! — Vergiftet war der deutsche König und mit dem eigenen Tode büsste der Arzt nach zweimal vierundzwanzig Stunden sein Verbrechen.**)

*) „Kirchner zählt Freidank von Heringen in seiner Geschichte von Frankfurt, I. S. 272, zu den altbürgerlichen Geschlechtern.“ Dem widersprechen Andere. „Freidank soll ein Eigenname sein, und dem Geburtsorte jenes Arztes, dem Städtchen Heringen an der Helme in Thüringen, entsprechen. Vergl. Dr. Römer-Büchner. König Günther's von Schwarzburg Tod u. s. w. Seite 5.

**) Freidank starb am 14. April 1349. In dem Todtenbuche des St. Bartholomäusstifts ist aufgezeichnet: XVIII. Cal. Maji. Tyburtii et Valerii Maximi Mart. magister Fridancus phisicus. An seinem Sterbetage errichtete derselbe noch ein Testament, welches Kirchner, S. 624, mittheilt. Vergl. Dr. Römer-Büchner a. a. O.

Wer war der Mörder?

Soweit die Geschichte unsrer Väter zurückgeht, soweit der deutsche Name seine Existenz bekundet, hatte man wohl von dem unseligen Hader, der verderblichen Zerrissenheit gewusst, die die Häupter und Glieder der Nation gegen einander in den Kampf getrieben, denn schon in den Tagen wo Cimbrischer Schlachtruf die allgewaltige Roma in bleichen Schrecken und Angst gestürzt, hatte der Zwist der Fürsten und Feldherren die Völker an die Schlachtbank geführt! — Blutig, in tausend Kämpfen, hatte das Drama sich wiederholt, hatten deutsche Schwerter lieber der Feindesbrust geschont, als des Lebens der Stammesgenossen, aber es waren doch Schwerter gewesen, und wenn auch ein verderblicher, sodoch ein ehrlicher Kampf!

Erst auf italischer Erde, auf einer jener nutzlosen Romfahrten, hatte Gift, verborgen in eine geweihte Abendmahlshostie — unsrer edelsten Kaiser einen *) durch die Hand eines römischen Delegaten, — eines Priesters! — den elenden Tod sterben lassen. Jetzt war ein gleiches Bubenstück inmitten Deutschlands geschehn, in des Königs eigener Pfalz, des königlichen Helden, dessen unbesiegttes Schwert drohend über seinen Feinden in Kutte und Purpur schwebte. —

Im Vorgemach, in der Halle, auf den Stufen und im Vorhofe hatte sich mit Blitzesschnelle die Nachricht des grauenvollen Unglücks verbreitet, in wenig Momenten schon trat das Volk auf der Strasse in Gruppen, dann in dichtgedrängten Haufen zusammen und von Mund zu Munde murmelte man die Kunde des Geschehenen.

Drinne auf dem Schmerzenslager wand sich der unglückliche Monarch mit blauen Lippen und von eisigem Fieberfrost geschüttelt. — Das Bewusstsein, unrettbar dem Tode verfallen, all sein Thun, all sein Streben schmäählich in Scherben fallen zu sehn,

*) Heinrich VII. a. d. H. Luxemburg, erhielt das h. Abendmahl von der Hand des Dominicaner-Mönchs Bernardino aus dem Kloster Montepulciano, in Abwesenheit seines Beichtvaters des Bischofs Nicolaus, den er zum Papst Clemens entsandt. Fieberschauer durchdrang gleich darauf seine Glieder und er starb wenige Stunden später. (24. August 1313.)

der Gedanke an die Seinen daheim im fernen Thüringen, die dort schutzlos und von gierigen Feinden umstellt, in ihm ihre einzige Stütze verloren, musste ihn mehr noch bewältigen, als das Gift, das in seinen Eingeweiden wüthete und seinen Lebensfaden zerriss.

„Alle Symptome eines beginnenden Todeskampfs stellten sich nun ein, — eine schreckliche Geschwulst am ganzen Körper machte sich bemerkbar und verunstaltete selbst die männlich schönen Züge des königlichen Märtyrers zur Unkenntlichkeit. Die Gliedmaassen versagten ihm den Dienst“, selbst die Hand konnte nicht mehr nach der ehernen Stirn langen, die bald eisig, bald glühend ihrer Stütze bedurfte.

Draussen vor der Königspfalz schwollen die Menschenmassen zum ungeheuern Strome zusammen, aus dem dort Klagen, dort Verwünschungen laut wurden. „Viele,“ so geht die Sage, „drängten sich in die Kirchen, um auf den Knien Hilfe, Rettung für das theure Leben Dessen zu erflehen, auf den Alle erwartungsvoll und zuversichtlich geblickt hatten.“ — Nicht der König war es, um den man zitterte, — es war der Retter, der Erlöser, den man in Qual und Marter erliegen sah von der feigen Hand eines Meuchlers.

Doch Günthers Körperkräfte schienen die eines Nordlandsrecken und dem Gifte selbst unzugänglich, denn nachdem die andern Frankfurter Aerzte, die man eilends herbeigeholt, all ihre Kunst aufboten, den schädlichen Stoff zu entfernen,*) fühlte er sich wohler! „Dies Genesen nahm im Laufe des Tages zu, gegen Abend frohlockten schon die Söhne Aesculaps, denn sie fanden Puls und Herzschlag des königlichen Kranken, der vorher so gewaltig gestört, allmählig wieder zur Regel zurückkehrend, doch in der darauf folgenden Nacht verschlimmerte sich wieder der Zustand, Lähmung und Geschwulst traten aufs Neue zum Vorschein! **)“

*) In diesem Sinne spricht sich auch Heydenreich, in seiner „Geschichte des Fürstl. und Gräfl. Schwarzburgischen Hauses,“ Seite 93, §. XVIII. aus, mit dem naiven Hinzufügen jedoch, dass dies nicht vollständig gelungen sei.

**) Heydenreichs Schwarzburgische Geschichte gibt a. a. O. die That-sachen unter Bezug auf Albertus Argentinensis und die Speyerer Chronik folgendermaassen:

So verging in banger Furcht und Hoffnung eine längere Reihe von Tagen, ja Wochen verstrichen, ohne dass Günther des Siechthums Herr werden konnte. „Schweigend, ohne zu klagen, ohne Theilnahme für Das, was man ihm berichtete, lag er darnieder.“ —

Da wurde ihm eines Morgens die Schreckensbotschaft von Heinrich, dem Mainzer Erzbischof, zu Theil, böhmisches Kriegsvolk vereint mit den Reisigen Gerlachs, des Nassauers, schicke sich an zum Sturme auf Eltville, die feste Bischofsburg. Nach den Aussagen der Kundschafter erwarte man jede Stunde den Böhmenkönig selbst, der die Unternehmung seines Anhängers Gerlach unterstützen wolle. —

Da schnellte Günther vom Lager auf, warf die Decken und Kissen zurück, rief laut nach seinen Kleidern und Waffen und gab Befehl, durch Hörnerruf seine Ritter und Reisigen in der Stadt und deren Umgebungen zusammenzurufen, die entfernten, detachirten Mannschaften zum Heranmarsch zu beordern, und bezeichnete Castell als den Ort der Concentrirung.

Mit freudiger Hast schritten seine Getreuen zur Vollstreckung seiner Befehle, aber mit Schrecken gewahrte man erst jetzo, dass die unselige Geschwulst der Gliedmassen das Anlegen des Harnischs unmöglich mache.

Doch nur ein verächtliches Lächeln hatte der Monarch für jene Entdeckung, er liess sich seinen Lendner reichen, seinen Helm und sein treues Schwert. —

Ein eifriges Treiben hatte in den Strassen der Krönungsstadt begonnen, vorher noch so trauererfüllt und muthlos. Das

„Graf Günther ist zu Anfang Mai in Krankheit gefallen. Sein Medicus verordnete einen Trank, und indem er denselben dem Herrn überlieferte, sagte der Graf, wenn der Trank gut, sollte er selbst zur Probe davon trinken. Der Medicus hat darauf zuerst getrunken, und der Graf das Uebrige, davon der Medicus unter drei Tagen Todes verfahren, der Graf aber am Leibe geschwollen und an allen Gliedern verlahmt. Etliche melden, des Medici Diener habe den Trank auf Anstiften vergiftet.“ — Man sieht schon aus der obigen ungenauen Angabe des Zeitpunkts, dass das Datum ein unrichtiges ist. Wahr mag dagegen sein, dass man am Hoflager zu Speier den Anfang des Monats Mai als Termin zum Angriff ausersehen hatte.

Schmettern der Drometen, der Hufschlag der Rosse und lautes Waffengeklirr gab Kunde, dass der kranke Leu sein Lager verlasse, um den Entscheidungskampf mit dem Gegner zu beginnen. —

„Um die Mittagsstunde stieg der König aus seinen Wohngemächern festen Schrittes die Stufen hinab und schwang sich ohne Hülfe in den Sattel.“ — Wie in den Tagen seiner ersten Siege traf er mit Eifer und Sorgfalt seine Dispositionen, ertheilte Befehle, ordnete Alles, was der ernste Augenblick erforderte, und schritt den Seinen immer rastlos voran.

Die Veste Eltville, vor Jahren von Balduin selbst angelegt, muss eine ansehnliche Besatzung gehabt haben, „schon geraume Zeit vorher hatte Erzbischof Heinrich viele Ritter und Edelknechte gegen Gerlach in Dienst genommen, selbst noch kurz zuvor hatte der Domprovisor Cuno von Falkenstein aufs Neue für ihn geworben *)“, darum richtete Günther, kaum in Castell angelangt, „eine persönliche Aufforderung zum Treffen“ an Carl den Böhmen, — der im Glauben schon hier die Palme des Siegs zu brechen, von Mainz aus den Sturm auf Eltville **) commandiren wollte.

Doch, wir wissen es, der Lützelburger war nicht der Mann des Schlachtfelds. Von den Seinen vorwärts getrieben, misstrauisch gegen die Autorität jedes Dritten, hatte er freilich nicht dahinten bleiben können, — aber — ein Zweikampf? — um keinen Preis der Welt hätte Carl ihn angenommen! —

So trieb es denn auch Günthern unaufhaltsam vorwärts. Castell, den dem Feinde ausgesetztsten Punkt, musste er im Rücken lassen, galt es doch vor Allem, das bedrängte Eltville zu retten, den alten, treuen Freund zu befreien, und so gab er denn, gewiss mit widerstrebendem Herzen, den Befehl, das Städtchen in Brand zu stecken. ***)

*) Latomi Catal. Archiep. Mog. col. 530, Würdtwein Subs. diplom. T. VI. pag. 267.

**) Vergleiche Latomus: pag. 250. Wenigstens billigte er den Sturm auf Eltville in jeder Weise, versprach auch den Mainzern, zur Belohnung ihrer Treue gegen ihn und Gerlach, die Messen der Stadt Frankfurt in ihre Stadt zu verlegen. (Vergl. Eyben, syntagma de Gunthero pag. 69 u. 70.)

***) Vergl. Latomus: pag. 250.

Ein aus Frankfurtern bestehender Haufe war rheinabwärts dem Feinde entgegengesandt, mit den Reisigen des Nassauers Gerlach, der in Person über den Fluss gesetzt, bald handgemein geworden; nach heissem Kampfe auseinandergesprengt, warfen sie sich auf das Gros des Heeres zurück, an dessen Spitze der König mit zweihundert auserlesenen Rittern sich vorwärts bewegte.*)

Man hatte sich kaum auf eine halbe Stunde von Eltville genähert, als jene Flüchtlinge den Gang der Dinge zu erkennen gaben und die Kunde davon durch die Meldung vom hitzigen Kampf um die Mauern der Bischofsburg vervollständigten.

Sofort stellte Günther die Seinen in Schlachtordnung auf und führte seine auserwählte Schaar gegen die Stelle, wo der Feind am gedrängtesten und dichtesten stand. Weit griff des Königs mächtiges, erprobtes Streitross aus, wie er die Glieder musterte und jeder Schaar ein Wort der Aufmunterung bot, dann wieder seinen Posten unter den Vordersten einnahm, hell erglänzte die aufsteigende Sonne auf den güldenen Emblemen, (dem kampf-gereckten Leuen der ritterlichen Schwarzburger,) mit denen sein blauer Waffenrock, — unter dem er keinen Harnisch mehr zu tragen vermochte, reich übersät war. —

„Neben ihm flatterte des deutschen Reiches Rennfahne mit dem einhäuptigen Aar, schwarz und golden in den Lüften; — so stürmte er zum Kampf, ein echter deutscher König, aber auch des deutschen Heldenthums, der deutschen Hoheit wahrer, von tragischer Poesie umflossener Ausdruck und Spiegel; — er war ja ein dem Tode geweihter Mann, und in ihm lag, mächtiger als Heroismus und Sieg, zäher als alle Kraft des lebengebenden Geistes und Gedankens, — der Keim der Vernichtung!“ —

Vor den Wällen des bedrängten Orts kämpfte man indessen Mann gegen Mann. Reisige des Erzbischofs mochten des Böhmen Landung auf dem rechten Rheinufer, von der Petersaue und sechs andern Flussinseln nur zu sehr gefördert, zu verhindern gesucht haben. — Von der Uebermacht erdrückt, von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten, stürzen sie in wilder Flucht über das Blachfeld.

*) Treuherzig fügt der erwähnte Frankfurter Autor hinzu, seine Landsleute seien zwar „jämmerlich auseinandergejagt, doch der Gefahr glücklich entgangen.“

In den letzten Reihen der nachsetzenden Feinde, mit fortgerissen gegen seinen Willen, sitzt ein Mann in unscheinbarem Harnisch, festgeschlossenen Visiers, den Kopf, spähend, weit vorgebogen zu Pferde. Der Lützelburger ist es, der sich vorsichtig heute aller Insignien seiner königlichen Würde entkleidet hat und inmitten seines böhmischen Kriegsvolks weder durch That noch Haltung dem Rivalen verrathen will, dass er sich den Gefahren des Kampfs aussetzt. — „Das slavische Kriegsgeschrei gellt am Rheinufer wider, längs dessen sich der Leinpfad für die thalauf fahrenden Schiffe hinzieht, und dem entlang, nach Uebersteigung geringer Unebenheiten, Günther den Wahlplatz betritt. — Und wieder, wie in den Tagen seiner schönsten Siege, feuert des Königs wohlbekannter Commandoruf die treuen Mannen zum raschen Angriffe an, indess die betroffenen Feinde ihn, den siech- und sterbend geglaubten, offenen Helmes an der Spitze seiner Schaar erkennen.

„Ihre Hörner schmettern hastige Signale, um die aufgelöst dahin schwärmenden Haufen von der Verfolgung zurückzurufen,“ zur geschlossenen Phalanx zu sammeln, indess sich ebenso rasch um den verkappten Ritter eine dichte Masse von Reisigen und Fussvolk schützend zusammendrängt.

Die leichten zechischen Reiter, die sich beutelustig von den Pferden geworfen, um zu plündern, sind schon überritten. Muthig schmettern die Drometen der königlichen Schaar zum Angriffe, Günther selbst, in der Mitte der Schlachtreihe, ja an der Spitze der Sturmcolonne, spornt das muthig wiehernde Streitross und wie ein dunkles donnerndes Gewölk fährt er und die Seinen auf die Feinde nieder. — „Der Anprall ist furchtbar, er scheint unwiderstehlich, — und dennoch halten die Feinde ihn aus“. Das von tiefen Quer-Gräben und einem Bache coupirte Terrain leiht den Böhmen ein festes Reduit und noch in unserer Zeit weiss man, was die Zähigkeit des Slaven im Gefechte zu bedeuten hat. Doch alle Tapferkeit und Ausdauer muss am heutigen Tage zu Schanden werden an der todesverachtenden Berserkerwuth der Deutschen, die den gemeuchelten Herrn rächen wollen, den geliebten Führer, der sich dem Untergang geweiht sieht, ein ritterliches Ende auf dem Felde der Ehre sucht und den Tod herausfordert. —

Da sind es denn jene „deutschen Hiebe“, die da „Eisen spal-

ten, wie morsches Holz“, die feindlichen Reihen werden wieder durchbrochen und ein vollständiger Sieg ist nach kurzer Zeit erstritten. Die Flucht der Böhmen braust dem nahen Rheinufer zu, gegen die Fähre, die Kähne hin, die sie in Siegesgewissheit bei Tagesanbruch benutzt.

Unaufhaltsam treibt die königliche Schaar die Feinde vor sich her. In wilder Siegesfreude bleibt Günther immer voran, sich Bahn suchend nach dem Banner mit Böhmens Farben, seine Stimme ruft Carl, den Rivalen auf, ihm zu stehn, mit ihm um Reich und Leben das Schwert zu messen, — sein Auge sucht ihn allenthalben im Getümmel der Fliehenden. Aber der Geforderte hält nicht Stand! Schon glaubt der König seinen Gegner von eiserner Faust gepackt, aus dem Sattel gerissen, gefesselt und in seiner Gefangenschaft.

Doch da drängen plötzlich neue Reitergeschwader gegen seine Flanke, drohen die wild und aufgelöst dahinstürmenden Sieger abzuschneiden und zwingen sie sich eilig zu sammeln, dem unerwarteten Choq zu begegnen. — So entkommt der Verfolgte und Carl der Böhme ist in Sicherheit.

Leben und Freiheit, ja Alles was ihm das Glück in den Schooss wirft, hat er dem Grafen Eberhardt von Württemberg zu verdanken, jenem fehdelustigen Herrn, der unter dem Namen des „Greiners“ so allbekannt geworden.

Weiter westlich, gegen das Dorf Erbach zu, ist er unbeachtet über den Strom gesetzt und hat durch die unerwartete Diversion auf des Feindes Flanke Günthern gezwungen, in seinem Siegeslauf inne zu halten.

Gleich der Springfluth am Meeresufer wälzt sich seine Schaar zwischen Günther und die Fliehenden, doch wagt er keinen Angriff, sondern begnügt sich damit, die Flucht Carls zu decken.

Aber auch der König darf es nicht wagen, mit seinen ermüdeten Streitern seinen Sieg weiter zu verfolgen und muss sich darauf beschränken, sein Volk zu sammeln und unter dem Schalle der Drometen in die Stadt und Bischofsburg einzureiten. „Aber der Sieg, den ihr Schmettern laut und fröhlich verkündet, ist unseres Helden letzte Ritterthat.“ — Todesmatt sinkt Günther in die Arme des alten Freundes der ihn an gastlicher Schwelle bewillkommt — und wie er das Lager sucht, um von aller Anstrengung zu rasten, so ist es um sich nie mehr zu erheben. Wie gebro-

chen an allen Gliedern liegt der königliche Märtyrer, die Hände versagen ihm wieder den Dienst und leise, aber immer dichter lagern sich die Schatten des Todes über der sterblichen Hülle, in der die Seele nur unstät noch emporflackert. Mit Thränen im Auge sitzt der greise Kirchenfürst am Schmerzenslager, der Zeiten gedenkend, wo vor vier Jahren an derselben Stätte das feste Schutz- und Trutzbündniss zwischen ihm und dem Freunde geschlossen worden, — gedenkend des räthselhaften Verlaufes, den die Dinge genommen, doch der König sieht jene Zähren nicht, oder achtet des Vergangenen nicht mehr. —

„Und nur einmal noch sollte er zum vollen Lebensbewusstsein geweckt werden, — da lohnte das starke, zähe Leben des wunden Recken noch einmal drohend auf, um dann für immer in sich zusammenzusinken.“ —

Die Kunde von Günthers neuem Gebreite war kein Geheimniss geblieben, von einem Stromesufer zum andern dringt geflügelt die Schreckenspost, um Carl dem Böhmen auf seiner eiligen Flucht Einhalt zu gebieten, seinen momentan gescheiterten Planen neue Schwingen zu leihn. — Und aufs Neue greift der schlaue Fürst zu seiner Hauptwaffe, zur Diplomatie, zum ränkevollen Spiel der Unterhandlungen! —

Endlich auch, ein „Deus ex machina“, ist Markgraf Ludwig der Brandenburger, — der langersehnte, — mit seinem Heerhaufen eingetroffen; — doch wie er es vernommen, wie es um Günther stehe, haben Zweifel und Sorge seine Seele beschlichen, und schwankend steht er auf der Wahlstatt, zwischen beiden Heerlagern, unschlüssig was zu thun! —

Er, der deutsche Fürst, den man vordem als den mächtigsten in allen Gauen bezeichnet, — er, der Kaisersohn, — darf mit dem Gaukelbilde selbstischer Hoffnungen sich nicht tragen, nicht daran denken, an die Spitze der Parthei im Reiche zu treten, welche an Recht und Ehre des Vaterlands noch festhalten, eine schmachvolle Abhängigkeit und Zerrissenheit gelöst sehn will, — zagt er doch vor Allen vor den Gefahren eines neuen Kampfes gegen jene Waffen, welche die Gegner in Deutschland wie in Avignon und Paris führen, vor jenen Wunden allen, an denen sein unglücklicher Vater sich verblutet, und ist ihm doch gar wohl bewusst, was der Reichsfürsten Meinung von ihm, ja von seinem Stamme, unter dessen

Scepter Deutschland schon einmal so schwer und schmerzlich gelitten! —

Durch Günthers Schwert allein ist er in den grössern Theil seiner Lande wieder eingesetzt, das Odium der Fehden gegen den Pseudowaldemar aber hat Niemand verwischen können. Was thun in diesem Dilemma? Noch befinden sich die altehrwürdigen Reichskleinode Carls des Grossen, die vordem sein Vater getragen, in seiner Hand. Mit ihnen kann er Bedingungen vorschreiben, besser noch wie mit dem Schwerte; darum ist Er es, an den der schlaue Lützelburger seine Werbungen und Anträge stellt, denn ihn und keinen Andern hat er zum Vermittler ausersehn.

Er beginnt damit, ihm lockende Anträge zu machen, gelobt den falschen Waldemar vor ein Reichsgericht zu stellen und Alles aufzubieten, um Ludwigs Wünsche und Plane zu fördern. *)

*) Zwei zeitgenössische Chronisten — Hermann Gygas, ein Minoritenmönch, sowie Heinrich Rebdorf, ein Augustiner, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts lebte — äussern sich folgendermaassen

„Ipse etiam Carolus praedicto Marchioni Comitatum Tirolis et omnem terram quam tenuit in Alpibus concessit, et apud dominum Papam obtinere promisit dispensationem super matrimonio cum filia ducis Carinthiae, uxore Johannis, fratris Caroli, qui adhuc vixit, per ipsum de facto contracto, et quae attinebat Ludovico praedicto in tertio gradu; ac multos alios casus apud sedem Apostolicam et alios terminare promisit, quorum tamen nullum terminavit. — His et aliis pactis interpositis, Carolus et Ludovicus praedicti facti sunt amici.“ —

Das zwar von Klostergeistlichen verfasste, aber durchaus nicht im Sinne der römischen Curie zu Avignon gehaltene „Chronikon Wirzburgense“, wie auch der wiederholt citirte Strassburger Mönch, Albertus Argentinensis, ergehen sich in heftigen Ausdrücken über jene Vorfälle. So heisst es bei letzterem Autor, pag. 154:

„Henericus Moguntinus quod in quondam Gunthero electo fideliter egerit, ab omnibus laudatur. Bavari vero de perfidia diffamantur.“ —

Ob sich wohl hieraus die Weigerung der Vorlage von Akten über Günthers Wahl und Tod, aus dem königlich baierischen Staatsarchiv zu München erklärt, welcher Dr. Friedrich Lorenz Hofmann und auch der Geh. Hofrath Hesse, die beiden vorzüglichsten Biographen Günthers, in ihren Schriften erwähnen, — mag dahin gestellt bleiben.

Ausgerüstet mit weiten Vollmachten zieht denn Margraf Ludwig gen Mainz, wohin Carl auf Umwegen sich in Sicherheit gebracht, von da nach Eltville und beginnt dem kranken Monarchen seine Mittheilungen zu machen. —

Aus seiner Lethargie aber fährt Günther wieder empor. Nach Jahren und Jahrzehnten der Treue gegen das Haus Wittelsbach, nach Aufopferung seiner schönsten Jugend- und Manneskraft, bedarf es wohl nicht erst eines grossen, eines königlichen Charakters, um so schmachvollen Anträgen sein Ohr zu verschliessen. — In kurzen Worten hält er dem Unterhändler vor, wie er sich nicht zur Krone gedrängt, wie er redlich vielmehr gegen die Lockungen angekämpft, und die Fürsten selbst es gewesen, die ihn durch Bitten und Ermahnungen dazu bewogen, ihre Wahl, ihre Treueschwüre, ihre Huldigung anzunehmen. Nie, so lange ein Odemzug in seiner Brust, werde er in eine Sühne mit Carl einwilligen!

Von Zorn übermannt, bricht er endlich in Gegenwart der treuen Thüringer in die von den lateinischen Chronisten aufbewahrten Worte aus:

„Eligere cuperem mille, si possibile esset, mori mortibus, quod vos mei traditores nomen Judae usurpare debere-tis in vestras aeternaliter progenies.“

Und beschämt und betroffen scheidet Markgraf Ludwig von dannen, dem Erzbischof Heinrich das Feld am königlichen Schmerzenslager räumend.

Doch stündlich wird der unglückliche Dulder schwächer, der Böhme und seine Helfershelfer dringender, nicht Markgraf Ludwig allein, auch die andern Reichsfürsten drängen sich wieder ein und suchen neuen Vorstellungen Eingang zu verschaffen. Heinrich, der greise Kirchenfürst, den Sinn des siechenden Monarchen auf das Scheiden aus dieser Welt lenkend, und wie wohl anzunehmen, mit dem Inhalte seines letzten Willens betraut, hat den peinigenden Gedanken an die Seinen in der fernen Heimath wieder aufwecken müssen. —

Unter Opfern hatte Günther seine Würde angetreten; die weise Sparsamkeit, die schon sein Vater geübt, ihn befähigt, mit allen erforderlichen Kräften aufzutreten. — Doch um Reisige und Fussknechte zu werben, Rüstwagen ins Feld zu stellen, ein halbes Jahr lang kaiserlichen Hofhalt zu führen, bis zur Stunde end-

lich mit gewaffneter Hand sein gutes Recht zu behaupten, sind die Früchte weiser Ordnung und Mässigkeit verbraucht worden, ja es haben drückende Verbindlichkeiten eingegangen werden müssen! Nicht vergebens darum martert der Gedanke an die treue Gemahlin, an den Sohn, an all die Theuern, die daheim sehnüchtig seiner hoffen und die sein Auge doch nie wieder schauen soll, das Gemüth des königlichen Dulders. — Die Zukunft seines Hauses wenigstens zu retten, nicht in Staub und Trümmer versinken zu lassen, was er einst mit dem Schwerte auf dem Schlachtfeld erkämpft oder behauptet, scheint ihm die letzte Aufgabe eines Lebens, das ihm in der Scheidestunde noch so demüthigende Enttäuschungen bringt; muss doch grade die Treulosigkeit der Wahlfürsten ihm vor's Auge rufen, wessen er und sein Stamm von Seiten hab- und ländergieriger Nachbarn noch zu gewärtigen? —

Den Bestürmungen seiner Freunde, ja des Erzbischofs selbst, Gehör schenkend, entschliesst er sich daher endlich zur Erklärung:

„Wolle Carl sich einigen Bedingungen, die allein bezweckten, durch feste Zusicherung seine Erben vor jeder Verlegenheit zu schützen, willig fügen, so werde er frei und ungezwungen auf die Krone verzichten.“

Lebhafte Unterhandlungen, (Carls so dringender Wunsch,) folgen nun, bis man endlich überein kommt, dass der Böhme dem König als Ersatz der Rüstungen, Wahl- und Krönungskosten, 21,200 Mark Silbers zahlen soll. —

Nun erst verspricht Günther seiner Würde entsagen zu wollen, „feierlich mit seinem Worte bekräftigend, dass er, wenn nur die eigene Kraft ihm treu geblieben, es dennoch mit dem Gegner würde gewagt haben, wären auch alle Freunde von ihm gewichen. Aber von ihr verlassen, mit den Schmerzen des Todes kämpfend, sei er ein schwacher, wehrloser Mann, die Sorge für der Seinigen Rettung seine letzte Pflicht.“ —

Auf dem blutgetränkten Felde vor Eltville, da wo vor wenig Tagen beide Rivalen in Waffen einander gegenüber gestanden, ward denn am Dienstage vor Pfingsten, als am 26. Mai, zwischen ihnen jener denkwürdige Vertrag abgeschlossen, durch den Carl endlich die Oberherrschaft über das deutsche Reich erhielt.

Auf einer Bahre liess sich Günther aus der Burg hinaustragen nach der Stätte, wo die Fürsten tagten, und noch ein-

mal sollte sein Anblick die Treulosen demüthigen und beschämen.

Carl hatte Alles bewilligt, was irgend von ihm begehrt worden, war ihm doch Alles daran gelegen, durch diese sogenannte „Sühne“ jeden Schein der Rechtmässigkeit zu erlangen, und glaublich scheint es daher, was im Gewande der Dichtung uns erzählt wird, dass er, Rührung und Wehmuth in den Mienen, an die Bahre des sterbenden Helden getreten, alle Künste der Verstellung zu Hülfe gerufen, um die Anwesenden von der Innigkeit und Tiefe seines Schmerzes zu überzeugen, jeden Verdacht der Urheberschaft an der bübischen Unthat der Vergiftung von sich zu wälzen. —

Für die oberwähnte, Günthern zugestandene Summe setzte er diesem wie seinen Erben und, wie es im Sühnebriefe heisst, „zu seiner Erben Hand, dem edlen Heinrich von Hohnstein, Probst zu Nordhausen und Heinrich und Dietrich, Bernhard und Ulrich Grafen und Herren zu Hohnstein, als Pfand für ihm dargeliehene Summen, die Stadt und Reichsburg Gelnhausen, 10 Schilling Heller Geldes auf den Zoll zu Mainz oder Oppenheim, die Reichsstädte Nordhausen und Goslar, die kaiserlichen Einkünfte zu Mühlhausen in Thüringen und wegen dieser letzteren drei Pfandschaften, bis zur Einantwortung die Stadt Friedberg und alle seine und des Reiches Gülten und Steuern zu Frankfurt a. M. ein.“

Der Beistand der Burgmannen zu Friedberg ward versprochen; zur Hülfe gegen die Städte, wenn diese Letzteren Günthern und seinen Nachkommen etwa die Huldigung und Treue weigerten.

„Zweihundert behelmte Mannen mit des Reiches Pannier und auf Carls Kosten; die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, auch Burggraf Johann von Nürnberg würden dafür gut sagen.

Carl wollte Günthern der Churfürsten Briefe, die Versicherung, dass er ihm die Pfandschaft mit ihrem Wissen und Willen gesetzt habe, enthaltend, sofort verschaffen.“

In einer anderweiten Urkunde vom selben Tage geloben Carl von Böhmen, Graf Emicho von Nassau, Burggraf Friedrich von Nürnberg, dem Grafen Günther, in Mainz, fünfundzwanzig Ritter, jeden mit zwei Pferden und einem Knechte als Geisseln zu stellen, bis alle Versprechungen der königlichen Briefe gänzlich er-

füllt worden. Ferner machten sich die Bürgen Carls anheischig, nicht eher Mainz zu verlassen, bis Günthern, seinen Erben und seinen Wirthen in Frankfurt 1200 Mark Silbers entrichtet worden.

Eine dritte Urkunde endlich, vermuthlich auf Günthers eigenen Betrieb, aber sicher von den Wahlfürsten mächtig unterstützt, ward gleichfalls noch am nemlichen Tage vollzogen. — Vermöge ihrer wurde

„den Bürgermeistern, dem Rathe und der Bürgerschaft der Städte Frankfurt, Aachen und Friedberg, allen Grafen, Herren, Rittern, Edeln, die dem edeln Grafen Günther in den Zeiten, da er sich des Reiches angenommen, gehuldigt und geschworen, oder ihm sonst behülflich gewesen, die vollkommenste königliche Gnade zugesagt, und ihnen Bestätigung aller Freiheiten und Lehnsertheilungen versprochen.“

Auch mit dem alten Erzbischof Heinrich von Mainz söhnte sich Carl am selben Tage aus, — „bestätigte ihn in allen Handvesten, Gewohnheiten und Privilegien des Erzstifts,“ setzte ihn in seine Würde förmlich wieder ein und schob das bisherige Werkzeug seiner Parthei und seines Willens, den jungen Grafen Gerlach von Nassau, den er vor drei Jahren persönlich auf den Bischofsstuhl erhoben, — unberücksichtigt wieder bei Seite.

In Zeiten hatte Markgraf Ludwig die Sühne mit dem Böhmen gepflogen, sich Brief und Siegel darüber ausstellen lassen, huldigend gelobte er nun Auslieferung der Reichskleinodien, und während Carl selbstgefällig und mit Siegermienen einherzog, blieb Günthern nur noch übrig, den letzten Pfad zu wandeln, den Weg zur Gruft! —

Und so geschah es. — Ein langer Zug von Rittern und Edelknechten verliess am andern Morgen die Thore von Eltville, um den sterbenden König gen Frankfurt zu geleiten. Inmitten eines Häufleins Getreuer sah man Günthern auf einer Bahre getragen; — jede kaiserliche Ehre ward ihm gezollt, das Reichsbanner wehte über seinem Haupt wie am Schlachttage und der dumpfe Schall der Posaunen kündete dem trauernden, betroffenen Volke sein Nahen.

Unabsehbar wuchs die Fluth der Menschen an, die aus den Thoren der Städte und Dörfer herbeiströmten, wehklagend und leidtragend um den sterbenden Herrn, dem sie noch vor Kurzem,

als dem Retter des Vaterlands entgegengejubelt, und gern glauben wir der Sage, dass eine Schaar von Kindern dem Trauerzuge entgegengewallt, Günthers Schmerzenslager mit Blumen zu bestreuen. —

Nicht zum Saalhofe noch zum Hofe, mit den Emblemen der Schwarzburger geschmückt, bewegte sich der Zug, sondern zum niederen Hause der edeln Brüder Johannis des Täufers in der Fahrgasse. „Von Freunden und Anhängern verlassen, wollte der unglückliche Dulder nur dort, im Kreise jener ritterlichen Krankenpfleger, seine Urständ abwarten.“

Die Aufregung der beiden letzten Tage, der Abfall Aller, auf die er gebaut, das Zusammenbrechen seiner Herrscherplane, das schmachvolle, langsame Untergehn auf dem Siechbette, statt im Brausen und Wogen des Kampfs hatte ihn wieder in seine frühere, dumpfe Schweigsamkeit gestürzt. Hin war Alles, was seine grosse Seele erfüllt, das Vaterland, das er so sehr geliebt, es schien sich selber in der Person der Wahlfürsten verrathen zu haben, und nur die Sorge um die Seinen rief ihn wieder wach, die Sorge, durch die er, gleichsam schon einer andern Welt angehörend, mit seltenem Scharfblick die kommenden Gefahren erwog und ermass, die seinen Stamm bedrohten. So schien denn fürwahr sein Geist, nachdem der Körper gebrochen, wehrlos darniederlag, nur um so verzweifelter mit dem unseligen Gifte den Kampf fortzusetzen, ihm Schritt für Schritt den Sieg streitig zu machen.

Nach einander langten die Willebriefe der Churfürsten an; — an ihrer Spitze consentirte Carl, in seiner Eigenschaft, als „des Reiches Erzschenk und König von Böhme“, in die Verpfändung der vier oberwähnten Reichsstädte und des Antheils an den Rheinzöllen, — und nun erst erliess Günther ein Manifest, in dem er öffentlich die Sühne mit dem vormaligen Gegner verkündete, sein neues Besitzthum antrat und sich wieder einfach „Graf von Schwarzburg, Herr zu Arnstadt“ nannte. Unter Entbindung von allen Treueschwüren, die ihm als dem Reichs-Oberhaupte vordem geleistet worden, vindicirte er sich ausdrücklich nur seine Rechte an den verpfändeten Städten und Regalien, mahnte die Bürger in seinen neuen Dominien zur Treue, traf aber auch in Zeiten, der Treulosigkeit der Menschen eingedenk, noch am 15. Juni Vorkehrung, dass sein einziger, noch unmündiger Sohn Heinrich nicht nur mit den Schwarzburger Landen von Carl rechtsgültig belehnt

ward, indess er den grösseren Theil der Pfandschaften an die Hohnsteiner abtrat und damit gleichzeitig die Verbindlichkeiten beseitigte, mit denen er seine Erblände zuvor belastet hatte, ja er cedirte auch in aller Form noch die Reichspfandschaft über Friedberg dem Erben seines Namens unter Zuziehung bestallter Vormünder. — So nur allein vermochte er die Wohlfahrt seines Stammes sicher zu stellen, denn jene Pfandschaften trugen die Qualität des Allods an sich*) und liefen Gefahr, durch Erbschaft zersplittert zu werden, indess die Forderungen der Hohnsteiner ungetilgt hätten bleiben müssen. —

Aber so ward ihm denn, seine Rechnung mit den Dingen dieser Zeit schliessend, doch der süsse Trost noch zu Theil, beruhigten Blickes in die Zukunft der Seinen von dannen zu scheiden.

Am Abend des 18. Juni endlich**) schloss der königliche Dul-

*) „Günthers Bevollmächtigte mochten dem Landfrieden an Carls Hofe nicht trauen, falls ihr Vollmachtgeber mit Tode abging . . . Aber noch ein anderer, viel triftigerer Grund lag hier vor, dem Sohne die Abfindungssumme zu einem grössern Theile zu überweisen. Günthers Töchter hatten keinen Anspruch auf die Erblände: diese fielen als Reichslehen auf den Sohn. Dagegen war die Abfindung Allod, an welches die Töchter Erbrechte hatten. Nun waren die Schwarzburger Lande durch die Rüstungen gegen Carl verschuldet worden: starb nun Günther, bevor er die Abfindungssumme eincassirt, so konnte sein Sohn in die übele Lage kommen, die Erblände mit allen Lasten übernehmen und die zur Tilgung der letzteren bestimmten Mittel entbehren zu müssen.“

Vergl. S. 5. Dr. Römer-Büchner, Notizen zur Geschichte v. Frankf.

**) Bekanntlich sind die Geschichtsforscher über Günthers Todestag uneins. In Dr. Römer-Büchners „Notizen“, S. 6 ff. finden sich die verschiedenen Ansichten der Autoren vergleichend zusammengestellt.

Die Verhandlungen und von Mainz wie Frankfurt a. M. datirten Urkunden erweisen, dass Günther, „feria sexta post festum corporis cristi“, also nach dem 15. Juni noch lebte. Die von Olenschleger aufgestellte Behauptung, der 14. sei der Todestag, ist hiermit entschieden widerlegt. Noch unrichtiger aber ist ein von ihm, wie von Herrn Hofrath Dr. Hesse, benutztes Citat der Würzburger Chronik; (die betreffende Stelle ist den Schriften des Michael de Leon, Canonici am Neumünster zu Würzburg, [† 3. Januar 1355,] entlehnt, welche wiederum Böhmer in „fontes rerum Germanicarum“, I. 451 s.s. benutzt). Demgemäss heisst es dort: „postea secundo idus Junii, (12. Juni,) in pre-

der die Augen, — in den Armen des Johannitercommendators seine Heldenseele aushauchend. Die treuen Thüringer, die so hohen Muthes mit ihrem Führer das Heimathland verlassen, waren ausser den Johanniterbrüdern die Einzigen, die bei ihm ausharr-

dicto oppido Frankfurt renunciavit juri, — deinde tertia die circa vespertas in domo Hospitaliorum ibidem in Frankfurt diem clausit extremum...

Auch der von uns öfter citirte Johannes Latomus, Dechant am St. Bartholomäusstifte, († angeblich den 7. August 1398,) behauptet unrichtiger Weise, „schon am 27. Mai sei König Günther halbtodt auf einer Bahre, („VI. calend. Junij, semimortuus in feretro“) nach Frankfurt gebracht worden,“ sodann „pridie nonas Junii, (4. Juni) Francofurtensibus remisit juramentum sibi factum. Decima quarta die Junii hora vesperrarum Francofurdiae in claustro St. Johannis a medico prius intoxicatus obiit manes dies quinque inhumatus.“

Aber nur das Todtenbuch des Bartholomäusstifts „zur Begehung der Anniversarien. in welches mit Gewissenhaftigkeit der Plebanus die Sterbetage verzeichnete,“ kann hier entscheidend oder maassgebend sein und hier heisst es:

XIV. Cal. Julii, Marci et Marcelliani, (den 18. Juni) Guntherus Comes de Schwarzburg, quondam dominus noster, ...“

Einen gleichzeitigen ähnlichen Beweis liefert der Canonicus des mehrgenannten Domstifts, Baldemar von Peterwill, (1342—1368, † 1384) in den eigenhändig aufgezeichneten Nachrichten über die verstorbenen Personen, für deren Seelen Messen gelesen wurden, Schriftstücken, welche unter der Aufschrift, „confraternitas Sti. Bartholomaei,“ geraume Zeit im Frankfurter Stiftsarchive aufbewahrt wurden und von welchen von Fichard eine Abschrift nahm, die gegenwärtig noch auf der dortigen Stadtbibliothek zu finden ist. Hier heisst es:

„XIV. Marci et Marcell. (also Donnerstag den 18. Juni) 1349, Domini Guntheri Regis Romanorum; VII. Kal. Julii (Donnerstag den 25. Juni) Domini Guntheri Regis Romanorum VII^{mus}; XVII. Kal. Aug. (d. i. Donnerstag, den 16. Juli) Dom. Guntheri Regis Rom. XXX^{mus}.“

Dies waren die feierlichen Requiemsmessen, die nach genauen kirchlichen Bestimmungen am 7. und 30. Tage nach dem Ableben gelesen wurden. Am Jahrestage, dem 18. Juni, wurde jedoch nach dem obenwähnten Todtenbuche (Nekrolog) das Jahresgedächtniss, Anniversarium gehalten.

Auch nach dem Todtenschild, der im Dome aufgehängt ward, war das Datum „circa vespertas, in vigilia Gervasii et Prothasii martyrum,“ also in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni verzeichnet.

Vergl. Dr. Römer-Büchner, am angef. Orte, Seite 6—8.

ten; doch, „Klage“, so spricht das alte Zeitbuch, das dem Schwarzbürger Chronisten Jovius zum Leitfaden diente,

„Klage hub sich an dem Rhein und in Thüringen um den gemordeten König, da die Seinen mit Betrübniss zu Lande wiederkehrten und sagten von seinem Tode und seiner kurzen Herrschaft —“

und wahre, unverholene Trauer erfüllte das ganze deutsche Volk — und mit Recht kann man sagen, der Genius des Vaterlands stand an seiner Bahre, weinend um den gemordeten Kämpfer für Ehre, Recht und Licht. —

Selbst Carl, der glückliche Ueberwinder, fühlte wohl, wie viel das Ansehn des Frühvollendeten ihm selber Abbruch that, ihm, den man vom Antheil am Giftmorde nicht freisprach, ja wie sehr jedes Auge ihn mit Vorwurf und Misstrauen ansah und Alle geringschätzend von ihm dachten.

Für eine erwünschte Gelegenheit hielt er es darum, sich den Bewohnern der Krönungsstadt und den versammelten Reichsfürsten jetzt von einer glänzenden und edlen Seite zu zeigen. — Alles bot er auf, die Trauerfeierlichkeit bei Günthers Bestattung durch kirchlichen wie ritterlichen Pomp zu erhöhen, durch persönliches Erscheinen und zur Schau gestelltes Leidtragen jeden Mordverdacht von sich abzuwälzen.

Am 19. Juni ward die Leiche in königlichen Gewändern im Chor der Johanniterkapelle ausgestellt, wo die ritterliche Bruderschaft die Ehrenwache abhielt; am 20. vermuthlich ward sie mit unabsehbarem Geleite nach dem Münster des heiligen Bartholomäus übertragen.

Die Klerisei eröffnete psalmsingend mit Fahnen und Kreuzen den Zug.

Nach ihr wurde das Banner von Schwarzburg von einem ungeharnischten Ritter zu Ross getragen, diesem nach ward eines der fünf Leibrosse mit des Königs „Heergeräth“ geführt; — darauf jenes Schlachtross, im Trauerprogramm, welches Schwarzburgische Geschichtsschreiber citiren, als „der Renner“ bezeichnet, der den König im Turnier zu Castell und im Kampfe vor Eltville zum Sieg getragen hatte.

Dem folgte ein Ross, so zwei Gewappnete ohne Helm ritten; ihnen nach zog ein Geharnischter, welcher des Königs zur Erde gesenktes Schlachtschwert und seinen Schild hielt.

Sechszehn Fackelträger, in langen Trauerflören, ebenso viel edle Vorfahren des Verblichenen symbolisch darstellend, schlossen sich Jenem an und schritten unmittelbar vor der Bahre vorauf; — diese letztere, mit prachtvollen Teppichen bedeckt, ruhte auf den Schultern von zwanzig in Trauergewänder gehüllten Grafen des Reichs. —

Unmittelbar hinter dem Sarge aber, gleich einem Kartenkönig spreizte sich in Krone, Purpur und Scepter, Carls „römische Majestät“, wie er sich selber endlich bezeichnen durfte. — „Gegeizt hatte er nach der Ehre, die Stelle des Hauptleidtragenden einzunehmen“, und nach ihm, dicht gedrängt, scharten sich die Wahlfürsten, Herzoge, Grafen, Herrn und Reichsstädte, denen sich, in unabsehbarem Zuge, Trauernde jeden Alters und Standes anschlossen. — Jedermann fühlte sich von der unseligen Katastrophe betroffen, jedermann strebte danach, dem Geschiedenen die letzte Ehre mit zu erzeigen. —

Im Chore des Münsters ward der Sarg in einem Katafalk beigesetzt, Exequien wurden gehalten, Messen gelesen, an den vierzehn Altären des Doms, indess der Trauerzug und Ströme Volks die weiten Räume und Hallen, ja selbst die Plätze und Gassen rings umher erfüllten; war doch kein Auge thränenleer, keines, das nicht begehrte, den Verblichenen noch einmal zu schauen, ehe ihn die Gruft barg.

Unter dem Hochaltar, auf den ihn vor fünf Monaten die Wahlfürsten mit eigenen Händen gehoben, hatte man ein Gewölbe geöffnet, dort senkte man die Leiche ein, über die man im letzten Augenblick schwarze Tücher breitete, während, alter Sitte gemäss, die fünf Rosse nebst den Waffen, den Rittern und Reisigen geopfert, von den Freunden des Verblichenen aber alsbald für 200 Goldgülden ausgelöst wurden.

Hierauf begannen wieder die Exequien, das Grab ward von den Sargträgern mit einem seidenen Gewebe bedeckt und Gebete beschlossen den Trauerakt.

In der Blüthe der Jahre hatte Günther das Leben lassen müssen, — inmitten der Vierziger hatte er fünf Monate und zwölf

Tage lang das Regiment in Händen gehabt. — Nur Gift allein hatte die Riesenkraft unsres Helden zu brechen vermocht und auch ihr widerstand, wie wir sahen, die in hundert Kämpfen gestählte Natur weiter, wie die schlaueste Berechnung seiner Feinde je geglaubt.

Machtvolle, unnahbare Faktoren müssen seinen Untergang beschlossen haben, Persönlichkeiten, die für den Arm der weltlichen Justiz völlig unerreichbar waren. — Der Arzt Freidank, genannt „von Heringen“, nahm des schauerlichen Verbrechens unerachtet, den Ruf eines Ehrenmannes mit ins Grab, aber schon der oft citirte Chronist, Albertus Argentinensis, bemerkt, „man glaube sein Famulus habe das Gift in den Trank geworfen.“

Den Freidank nennen als Thäter, das „Chronikon Würzburgense“, die „Fasti Limpurgenses“ und viele andre Schriften; — dass der Arzt Freidank ein Freund des jungen Grafen Gerlach von Nassau, des von Carl IV. installirten Mainzer Erzbischofs, gewesen, behauptet wiederum Albertus Argentinensis oder vielmehr nach neueren Untersuchungen, Matthias von Neuenburg, des Bischofs Berthold von Strassburg Capellan.

Merkwürdig ist folgende Stelle in der „prima vita Clementis VI., apud Baluzium vitarium Paparum Avenionensium, Tom. I. Paris. 1693. pag. 251.

„Carolus autem sentiens se pro tunc armis adversus eos praevalere posse, dicitur procurasse quod dictus suus adversarius satis cito mortuus est; an autem toxico sive alio modo varii varia sunt locuti. Sed qualitercumque fuerit, non est sibi ad culpam imputandum, juxta illud dictum vulgare: Non refert an armis habeatur palma dolisne!“

Man sieht hier deutlich, wie der Clerus, unfähig die Unthat leugnen zu können, die Schuld von dem bigotten Monarchen, dem unterthänigen Knechte ihres Willens abzuwälzen strebt. — Mit dem constatirten Freundschaftsbündniss zwischen dem jungen Kirchenfürsten Gerlach und dem alten Arzte ist freilich noch immer kein Beweis der Culposität des Letzteren geführt, während wohl klar ist, was gerade jener junge Fant auf Deutschlands erstem Bischofstuhle zu fürchten hatte, wenn Günthers siegreiches Schwert durchdrang, und auffallend bleiben die Stimmen jener Chronisten geistlichen Standes, deren wir oben schon gedach-

ten, welchen gemäss „dem Freidank das Bisthum Speier zum Lohne für die verruchte That versprochen worden sei.“

Hiermit nicht völlig disharmonirend ist der Inhalt der Handschrift Bernhard Rohrbachs, des Chronisten der Frankfurter Geschlechter, der über König Günthern sagt:

„quem Jacobus quidam monachus de ordine predicatorum in porrigendo sibi sacramentum eucharistie veneno pariter sibi dando interemit.“

Die Möglichkeit bleibt daher nicht ausgeschlossen, dass Freidank ein Geistlicher war und durch lockende Versprechungen gewonnen werden sollte, indess wie bereits erwähnt, „nur sein Famulus“ das Gift in den Trank mischte.

Allen Vertheidigungen und Beschönigungen zum Trotz erhielt sich indess die Meinung von einer durch Carl und seiner Helfershelfer Parthei veranlassten Vergiftung des unglücklichen Königs Günther noch bis auf den heutigen Tag, und wie wir bereits früher rügend hervorhoben, vermochte das beharrliche Ablehnen des Gesuchs um Einsicht der Münchener Archivsakten nicht dazu beizutragen, jene Ansicht irgend zu entkräften.

Ja, noch unter des Böhmen Carl Regierung und wenig Jahre nach der Katastrophe, sprach sich jene Vermuthung deutlich offen in Lapidarschrift aus. Gleich nach Günthers Hintritt nemlich schritt man dazu, sein Andenken durch ein angemessenes Grabdenkmal rege zu erhalten, vermittelt Aufstellung einer Portraitstatue, die am 11. December 1352 im Dome zu Frankfurt feierlich errichtet wurde. Meister Wasmude, ein Bildhauer, scheint mit dieser Arbeit betraut worden zu sein, wie aus vorliegenden Berechnungen über die dem Schwarzburgischen Hause verpfändete Reichssteuer hervorgeht. Das erwähnte Denkmal zeigt uns den verklärten Helden unter einem reich ornamentirten gothischen Schwibbogen stehend, auf sein treues Schwert gestützt; bekleidet ist derselbe mit dem enganliegenden Lendner, dessen wir oben erwähnten. Arme und Beine deckt der Harnisch und verräth uns die markigen Formen des Körpers, — auf dem Haupt ruht die leichte, calottenförmige Eisenhaube, während der schwere Sturzhelm mit dem schwarzburger Kleinode, dem federgeschmückten Löwenhaupte, von der Rechten getragen wird, auch der noch völlig byzantinische Dreieckschild, mit dem kampfgereckten Leuen, ist nicht

vergessen und schmiegen sich zwei jener Wappenthier unter seine gewaltige Ferse.

In den Figuren, welche die Statue umstehn, erkennen Kundige den heiligen Georg, die Maria Magdalena, das Salbengefäss in Händen und St. Katharina von Alexandrien mit dem zerbrochenen Rade; die vierte Gestalt soll nach Einigen den Apostel Thomas vorstellen, „doch fehlen ihm Winkelmaass und Lanze (martyrium)“. *) Andre, namentlich Herr Dr. Römer-Büchner, schlossen auf St. Rochus, obwohl derselbe erst nach mehr wie 60 Jahren kanonisirt wurde und Pilgerkleid und Krückenstock einen weiten Spielraum zu Suppositionen geben (auch St. Jacobus major wird in gleicher Weise dargestellt). Indess hat der Umstand, dass St. Rochus († 1327 in einem Gefängniss Südfrankreichs,) grade um die Zeit der Katastrophe und während der unglücklichen Pestseuche hochverehrt wurde, Manches für sich und wahrscheinlich bleibt es immerhin, dass der unglückliche Monarch in Tagen schweren Siechthums den frommen Krankenpfleger Rochus, den ritterlichen Georg zu Schutzpatronen erwählte.

Was die das Denkmal umgebenden Wappenschilder anbelangt, so wiederholen sich an der oberen wie unteren Seite die Emblème von Schwarzburg, Arnstadt und Mainz, auf der rechten Seite finden wir das Hohensteiner geschachte Feld, dann noch die Schilde Cunos von Falckenstein, (des Mainzer Domprovisors, **) und des Ritters Rudolf von Sachsenhausen, (bekanntlich zweier Freunde und Anhänger des Königs, deren wir oben wiederholt gedachten. ***)

*) Es fehlt nicht an Abbildungen jenes Heiligen, wo er ohne jene Attribute erscheint, sondern in wallendem Gewande mit offenem Buch und langem Stabe dargestellt ist; so z. B. am Grabmal des heiligen Sebaldus in Nürnberg.

**) Er ward 1352 Probst des Frankfurter Bartholomäusstifts und 1362 Erzbischof von Trier. —

***) Bekanntlich ruhte früher die Asche des Ritters Rudolf († 1371) an der Seite seines königlichen Waffengefährten; sein Schild erscheint quadriert: 1 u. 4, in Blau, der wachsende, weisse Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, identisch mit dem Kleinode, 2 u. 3, von Roth und Gold in 3 Plätze getheilt, oder in Gold der rothe Querbalken; (vergl. v. Hefener-Alteneck, Trachten, II. 133.) daher ein für heraldische Forscher unschätzbares Denkmal! (Vergl. v. Mayer, „herald. A. B. C.“ Seite 505.) Auch v. Eye gibt in den ersten Heften seines Werkes eine Abbildung des ausgezeichnet schönen Kleinodhelms.

Hinsichtlich der übrigen Wappenschilder, lässt sich mit Bestimmtheit Näheres um so weniger behaupten, als wiederholte Uebertünchungen und Verunstaltungen, ja das Auseinandernehmen jenes Wappenfrieses und das mehrmalige Versetzen der Grabsteinplatte endlich, mehrfache Beschädigungen nach sich zogen; — nur muthmassen kann man daher, dass Freunde und Anhänger Günthers hier eine Art symbolischer Vertretung gefunden haben.

Den einhäuptigen schwarzen Aar im güldenen Felde hat man als den Reichsadler gedeutet, doch kann er ebensowohl das Wappen von Arnstadt sein, das unser Held hoch und werth hielt. Auch die Stadt Frankfurt führte in jenen Zeiten die gleichen Emblème und die Möglichkeit bleibt daher, dass ihr und der treuergebenen Bürgerschaft hier gedacht werden sollte. —

Dagegen ist unrichtig die Ansicht, dass jene Wappenschilder „Ministerialen des Reichs“ angehört, oder Bezug auf die Burgmannen von Friedberg hätten. Letztere waren, wie wir wissen, dem König feindlich gesinnt und wenn man auf den erwähnten Schilden auch u. A. die Wappen der burgmännischen Geschlechter, Flach von Schwarzenberg und Weiss von Feuerbach erkennen will, so ist damit kein Beweis geführt.

Dieses, aus rothem miltenberger Sandsteine verfertigte Denkmal „war ursprünglich mit Wachsfarbe enkaustisch bemalt.“ Zwei bärtige, über dem Bogen hervorlugende, wachsende Figuren halten auf demselben zwei jener sogenannten flatternden Zettel, welche mit Inschriften bedeckt sind, wie sie in der Ornamentik des Mittelalters so häufig vorkommen. — Unvorsichtigkeit und momentane Versehen haben es aber verschuldet, wenn wir Günthers Grabchrift in verschiedener Weise, („eine wahre crux interpretum“,) von den Gelehrten und Schriftkundigen wiedergegeben finden, doch bedarf es nicht erst der sprechenden Handgestikulation des Einen der beiden Zettelhalter, um den tiefen Sinn herauszufinden!

„Der gelehrte Paläograph Batton gab zwei verschiedene Lesarten, seiner Ersteren schlossen sich Hüsgen, in seinen „Nachrichten von Frankfurter Künstlern“, p. 259, wie auch Kirchner, p. 276, in verba magistri, an.

Nach einer im von Fichardschen Nachlasse vorgefundenen Abschrift war dagegen Battons spätere Lesart:

**„Als die vntrewē gebande Trewe
Des Frede druwe Schaden nymmt**

**Bntrewe nam Gewinnes bore
Bntrewe zal aen mit giftes wore."**

J. B. Müller, in der „historischen Nachricht vom St. Bartholomäusstifte“, Frankfurt 1746. p. 138, las dagegen auf dem rechten Flatterzettel:

„— — we gebande — — des Stede drowe schaden nimmt“,
auf dem linken Flatterzettel:

**„— — gebande nam gewinnes Boren
— — un drowe ende mit giftes wore!"**

eine unverständliche Redaktion, gleich der Batton'schen; — annähernd verständlicher sind einzelne Theile der von Treiber in Arnstadt, vor hundert Jahren, versuchten Entzifferung:

**„Undruwe nynt
Des . . . Druwe schaden nynt.
Undruwe kein gewinnes hort
Undruwe . . . sen mit Giftes wort."**

Der verdienstvolle Historiker, Dr. Römer-Büchner versuchte gleichfalls eine Aufklärung der mysteriösen Inschrift und gibt dieselbe in seiner Monographie über „die Wahl und Krönungskirche der deutschen Kaiser“ folgendermaassen:

**„falsch. undruwe. schande. nynt.
des. stede. druwe. schaden. nynt.
undruwe. nam. gewinnes. hort.
undruwe. falsch. mit. giftes. wort."**

Zu den ungenauen Interpretationen gehört unzweifelhaft die von Lersner stammende:

**„Falsch Untreu schand ziemt
Des stete Treue schaden nimt,
Untreu man Gewinns hat
Untreu falsch mit Gift belohnt ward."**

Am richtigsten oder verständlichsten wenigstens, erscheint uns eine aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrührende Deutung:

**„falsch. untreu. schande. nynt.
des. stede. treue. schaden. nynt.
untreu. nam. gewinnes. hort.
an. treu. fall. ich. mit giftes mord."**

Aber was auch immer die Deutung der einzelnen Worte ein und der andern Zeile sein mag, so bleibt doch der Sinn derselben auch dem blödesten Auge unverkennbar. Der Treue ist die Untreue, dem Rechte das siegende Unrecht gegenübergestellt, und das Gift als Mittel zum Zwecke bezeichnet.

Ja, das durften die trauernden Hinterbliebenen, das durften alle Freunde Günthers, das durfte die kleine, unterliegende Schaar Derer offen vor Kaiser und Reich, vor Mit- und Nachwelt behaupten, denen die Ehre der Nation, das Glück und der Friede unsres armen Vaterlands mehr am Herzen lag als zeitlicher Gewinn! —

An Günthers Grabe trauerten seine treue Gemahlin, Elisabeth, eine Hohensteinerin,*) sein unmündiger Sohn Heinrich, schon nach acht Jahren mit ihm im Jenseits vereint, jener Knabe, für den der sterbende Vater, noch unter den Schmerzen des Todes, aufs Zärtlichste Sorge getragen hatte.

Von seinen vier Töchtern ward die älteste, Elsbeth, Nonne zu Stadt Ilm, wo sie noch 1380 lebte, Agnes vermählte sich mit Graf Hermann V. zu Henneberg, Aschacher oder Römhilder Linie, Mechtild verband sich 1360 mit Graf Gebhardt von Mannsfeld, Sophien endlich führte Graf Friedrich von Orlamünde und Lauenstein, Günthers treuer Freund, zum Altare.

Die trauernde Wittwe widmete dem heimgegangenen Gatten ein bleibendes Andenken und beschloss ihre Tage im Kloster Frankenhausen, wo zahlreiche, kirchliche Handlungen die allgemeine Trauer um die Katastrophe bekundeten. —

Günthers leiblichem Bruder, Heinrich X., nach Andern XV., war es vorbehalten den edlen Stamm weiter fortzupflanzen; seine Nachkommen sind es, welche noch heute die Schwarzburgischen Lande beherrschen.

Wiederholt deuteten wir auf Günthers hohe, kraftvolle Helden-gestalt; zwei von ihm vorhandene Originalportraits, deren eines zu Rudolstadt, deren anderes zu Sondershausen aufbewahrt wird, vergegenwärtigen uns auch seine edlen Gesichtszüge, indess der Grabstein offenbar nur den Abdruck der Todtenmaske bietet, wie Sachverständige erörtert haben und etwas eigenthümlich geisterhaft

*) Tochter des Grafen Dietrich V. von Hohenstein.

Starres besass, ehe in neueren Zeiten reiche, lebhafte Neuübermalung, bei der Rückversetzung der Grabsteinplatte in den Chor des Frankfurter Domes, denselben verwischte.

Endlich besitzt man noch ein stattliches Majestätssiegel unsres Helden, auf welchem er unter einem Thronhimmel sitzend, im Krönungsornate dargestellt ist.

Die Schläfe, mit der hohen, gebietenden Stirn, umwallte reiches, dunkelbraun gelocktes Haar, ein grosses, leuchtendes Auge sah klug und ernst in die Welt des Trugs und der Täuschung, ein kleiner, dunkler Bart umfloss den Mund, der, — wenn nicht zum dröhnenden Schlachtruf sich erschliessend, lieber in ehernem Schweigen verharren zu wollen schien und aus dem uns nur Aeussereien bekannt sind, die auf stäte Geistesthätigkeit, Bedacht und Urtheilskraft schliessen lassen! —

Noch müssen wir der im Zeughause auf Schloss Schwarzburg aufbewahrten Waffenstücke des gemeuchelten Königs gedenken; das in rother Sammetscheide befindliche Schwert führt eine Klinge, die von der Parierstange bis zur Spitze 3 Fuss 9 Zoll misst und eine Breite von $1\frac{1}{2}$ Zollen hat. — Das Gefäss, dessen Knauf mit vier erhabenen Köpfen, davon zwei behelmt sind, geschmückt ist, hat einen leichten Korb. — Die Sporen sind von Eisen und haben auf der linken Seite, in der Mitte ein Gelenk. Die Breite der Steigbügel beträgt $1\frac{1}{2}$ Zoll.

Zum Andenken Günthers ist vermuthlich auch der „Kaisersaal“ im alten Schlosse zu Schwarzburg, zu dem eine imposante, schwarze Marmortreppe hinanführt, erbaut worden.

Sein Andenken feierte noch Jahrhunderte später eine Medaille von der Hand des berühmten Wermuth in Gotha, die auf dem Avers sein Brustbild mit dem Lorbeerkranz umwunden, auf dem Revers u. A. die Worte:

„a Bavaris disertus, venenoque a medicis impeditus,“
nebst der dem König zugeschriebenen Devise:

„umbra non soli cedit.“
zeigt.

Aber auch die Dichtung ergriff den dankbaren Stoff, um uns in Günthers kurzer Regierung und tragischem Ende ein Bild unsrer nationellen Bestrebungen zu entwerfen, die an welscher Tücke und Uebermacht elendiglich scheitern müssen, solange wir unter-

einander nicht einig sind, — und in allen jenen Gebilden der Poesie älterer und neuerer Zeit hat sich die Darstellung des Giftmords erhalten. — So schildert eine der ältesten deutschen Opern, von Holzbecher, unsern Helden als das Schlachtopfer einer Parthei, die gleich dem Gespenste der von Deutschland überwundenen Roma sich als unersättlichen, erbarmungslosen Vampyr an uns rächt; in ähnlichem Sinne verfährt auch Th. Apel, der Dichter des deutschen Dramas, welches gleichen Titel wie gegenwärtige Schrift führt; Levin Schücking, der rühmlich bekannte Romanschriftsteller dagegen, hat in seinem sonst gewiss vorzüglichen Zeitgemälde, die Idee mit dem giftmischenden Famulus festgehalten, Eifersucht aber als Motiv zur Unthat walten lassen, Carl IV. von aller direkten Schuld freigesprochen. Willibald Alexis hinwiederum, der hochgefeierte Darsteller vaterländischer Zustände und geschichtlicher Episoden, geht der Sache *) direkt zu Leibe und lässt König Carl persönlich einen römischen Priester zum Giftmorde dängen. — Peinlich ist es dagegen aus so geachteter Feder die entwürdigende und empörende Aeusserung fliessen zu sehn, „Günther habe das heilige römische Reich für 20,000 Mark Silbers verkauft.“

Als ob der sterbende Held noch auf die Letzt ein Geldgeschäft habe machen wollen! —

Wer die historischen und theilweise kritischen Darstellungen eines Jovius, Heidenreich, Hoffmann und Hesse, den bewährten Biographen des Monarchen, zur Hand nimmt, wer das reiche Urkundenmaterial mit nur einiger Aufmerksamkeit zu Rathe zieht, das in fürstlich Schwarzburgischen Archiven aufgehäuft liegt, wird gar schnell zur Einsicht gelangen, dass Günther, nach dem Einern des schwärzesten Undanks, des niedrigsten Verraths, im sichern Vorgefühle nahen Todes, nur in weiser Vorsorge für seinen edlen Stamm handelte, dass er Verbindlichkeiten, die er im Sinne und zum Zweck der Kriegsbereitschaft, dem Erbe der Väter aufgebürdet, noch in Zeiten durch Cession der Verschreibungen Carls und der Reichsstände vor seinem rasch heran-eilenden Ende ausgleichen und abwälzen wollte, ja dass es ihm sogar gelang, jene schwierige Aufgabe noch vollkommen zu lösen,

*) im „falschen Waldemar.“

so dass das Haus- und Familieneigenthum unverletzt an die Erben seines Namens überging; — fürwahr ein schöner Zug väterlicher Gewissenhaftigkeit, der seinem Andenken zu allen Zeiten den Segen seiner Nachkommen gebracht hat. —

Bereicherungstrieb, Habsucht, Gier nach fremdem Eigenthum, war Günthern stets fern; — von aller der kurzen Herrlichkeit, von Allem, was er durch Sühne und Vergleich vom Rivalen erhielt, hat nie ein Obolus den Wohlstand des Schwarzburgischen Hauses gemehrt. *)

*) Mit welcher Langsamkeit vielmehr ward die verpfändete Reichssteuer an Günthers Erben, Nachfolger und Cessionare entrichtet! Am 13. Nov. 1350 ward die erste Rate der von der Stadt Frankfurt zu zahlenden Summe abgewährt. Dies Verfahren dauerte fort bis zum Jahr 1379. In jenem Zeitraum (25. März, „quinta post dominicam letare,“) bescheinigen die Grafen Ulrich, Dietrich und Heinrich von Hohenstein; dann die Grafen Günther und Heinrich zu Schwarzburg für sich, ihre Nachkommen und Ganerben, dass seit der Pfandschaft die jährliche Reichssteuer „von allen jaren vnd tzielen als byshere phlichtig, bezahlt seie.“ Ja, noch längere Geduldsproben wurden erheischt. Erst 1398 zahlte König Wenzel den Grafen zu Schwarzburg 6000 Ducaten von den Mailändischen Gefällen aus und übergab ihnen im folgenden Jahre noch eine Obligation von 6000 Gulden. (Vergl. Jovius Chronicon in Schöttgen et Kreysigs diplomatar. et scriptores Hist. Germ. I. 404, 428, 429.) Aber noch mehrere andere Anweisungen stellte Wenzel fast gleichzeitig aus, in Ansehung deren es fraglich bleibt, ob sie pünktlich honoriert wurden, denn im Jahre 1435 sahen sich die Grafen zu Schwarzburg veranlasst, auf Grund des bekannten Vertrags von 1349, erhebliche Rückstände an verpfändeten Reichssteuern einzufordern. „Hierüber entstanden Verhandlungen, die bis 1437 dauerten. Der Rath von Frankfurt wandte ein, schon zu Zeiten Carls IV. seien die von demselben angewiesenen Reichssteuergelder vollständig bezahlt worden, aber Schwarzburg drängte den Rath zum Eide. Der Letztere legte den Schwur vor dem Commendator des deutschen Ordens von Frankfurt ab. Der abgelegte Eid beruhigte die Grafen von Schwarzburg jedoch noch nicht; sie wandten sich vielmehr an das heimliche beschlossene Fehmgericht und zwar an Hanse Menthusen, Freigraf von Beilstein. Dieser lud den Rath vor den Stuhl zu Beilstein, worauf sich der Beklagte an Kaiser Sigismund wandte. Dieser setzte den Freigrafen von Menthusen wegen der Vorladung des Rathes ab und nun erst stellten die Grafen von Schwarzburg weitere Schritte ein.“ —

Vergl. Dr. Römer-Büchner, „König Günthers von Schwarzburg Tod u. s. w.“ Seite 14 ff.

Nein, auf seinem Andenken lastet weder Fehl noch Vorwurf, und es stellt Carl mit all seiner schlaue errungenen Macht und den pomphaften Malzeichen einer langen Regierung in tiefen Schatten, denn nicht umsonst trifft den tückischen Böhmen der Vorwurf der Berechnung! — nicht ohne die gewichtigsten Gründe die Anklage der gewissenlosen Verschleuderung von Regalien und Reichsgütern, mit deren Erlös er an der Verwirklichung eines Gedankens arbeitete, nicht dem der deutschen Einheit und Grösse, wohl aber dem einer mächtigen **Slavenmonarchie**, von den Küsten der Ostsee an, durch die Marken, die er wiederum käuflich erwarb, nach der Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren, bis an die fernen Gaue Slavoniens hin. — Deutschland gehörte Carls Herz niemals an!

Darum auch half es weder seinen noch seiner Partheigenossen emphatischen Worten im aller Geringsten, wenn der Versuch gemacht wurde, die Schuld und den öffentlichen Vorwurf eines gemeinen Verbrechens abzuwälzen, und wie streng gläubig das ganze deutsche Volk auch immer noch war, so hat nie jemand einwilligen können, auch einen Moment nur an ein „Wunder des Himmels, an ein göttliches Strafgericht“ zu glauben! *)

*) In den Jahrbüchern des Odorikus Raynaldus findet sich wörtlich die folgende Stelle, dem Glückwunsche Papst Clemens VI. entnommen: „In seinem Stolze über die erhaltene Würde war Günther so frech, dass er sich vermass, den römischen König Carl vom Throne zu stossen u. s. w. Aber bald ward ihm, gleich einem Theaterkönig, der Purpur genommen, und seine, Menschenblut zu vergiessen stets rüstigen Hände, die unrechtmässiger Weise das römische Scepter ergriffen, wurden durch Gottes gerechtes Gericht gelähmt.“ In gleichem Tone spricht Bohuslav Balbinus, Epitome rer. Bohem. p. 361: „Schwartzenbergius Caesar a perduellibus creatus est; nihil tamen in Carolum, pro quo Coelum pugnabat, aut vis aut insidiae potuerunt. u. s. w.“ Wie wenig Gewicht oder Glauben jene fanatische Ansicht im Volke und selbst bei der Geistlichkeit fand, geht aus dem Umstande hervor, dass das Königsgrab vier Jahrhunderte lang wie ein wahres Heiligthum geehrt wurde. Nach einer Notiz Battons war es keinem Canonikus, geschweige denn einem Laien, verstattet, zwischen der Tomba und dem Pult (zum Messelesen,) hindurchzugehen; nur der Dechant des Stifts war hierzu berechtigt.

(Vergl. Dr. B. J. Römer-Büchner, „die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser.“

Nein, um so inniger verehrt das ganze deutsche Volk in Günthern einen seiner edelsten Helden, einen Märtyrer für die geheiligte Sache des Vaterlands, und vielleicht haben wir es dem Schicksal zu danken, dass er eher von dannen gerafft wurde, als schwerere Prüfungszeiten noch für ihn heranbrachen, denn so darf sich in unsre Todtenklage ein Gefühl der Befriedigung mengen, dass die edle Kämpfergestalt, indem sie unserm Auge entrückt ward, vor unserm geistigen Blicke in ihrer **reinen** Erhabenheit dasteht, aufrecht, das unbesiegte Schwert noch erhoben, den Glutschein einer sturmbewegten Zeit auf dem blanken, **unbefleckten** Schilde und wir haben die Genugthuung, dass die Nachwelt ihr gegenüber nie ein Wort des Vorwurfs oder der Verurtheilung erheben konnte. — Ja, ein würdiger Nachfolger unsrer grössten Kaiser, fränkischen, ottonischen und hohenstaufischen Stammes, ein leuchtendes Heldenbild, umwoben von der Majestät des Unglücks, steht Günther vor uns, — denn nicht Zeit, nicht Wechsel der Dinge hat ihn unsrer Liebe, unsrer Bewunderung entrücken können, und Ihm, der nicht zerstören, sondern aufbauen, nicht lösen und lockern wollte, den alten, ehrwürdigen Bau des Reichs, an dem so viel freventliche Hände gerüttelt, Ihm der fest zu vereinen wünschte und zu stählen, all die vielen Glieder der grossen Bruderkette verwandter deutscher Volksstämme, Ihm dem Ritter, der nie geflohn, dürfen wohl auch die Worte des unbekannten Dichters tönen:

„Ein Posten ist vakant, die Wunden klaffen,
Der Eine fällt, die Andern rücken nach,
Doch Er fiel unbesiegt, — denn seine Waffen
Sind ungebrochen, nur sein Herze brach!“

ANHANG.

Wir karl von gotes gnaden Romischer Kunig ze allen ziten merer des Reichs vnd kunig ze Behem, Veriehen vnd tun chunt offentlich mit disem brief, allen den di in sehen horen oder lesen, daz wir dem hochgeborn Fridrich Marggrauen ze Meissen vnserm liben Swager vnd fursten, vnd seinen Erben, alle brief di si haben vber di Phantscheffe, Aldenburch, Chemnicz vnd Zwickow, mit vnserm kuniglichen gewalt, vnd diczs brifes vrchund vernewn in aller der weis, als si diselben Phantscheffe inne haben vnd her bracht habn, vnd geloben daz wir si do bei genedicklichen lazzen wellen, vnd in di volchumlicher vnd Luterlicher vernewn wellen, wenn si des begern an vnsern kuniglichen gnaden, des geben wir disen brif zu vrchund versigelten mit vnserm kuniglichen Insigel, der Geben ist ze Budissin, an sand Matheus tag des heiligen zwe-lifpoten vnd ewangelisten, Do man czalt von Christes gepurd Drewczehenhundert Jar dar nach in dem acht vnd Virczgistem Jar, In dem dritten Jar vnserer Reiche. (21. Septbr. 1348.)

In tergo:

konig karls Bestetigung vber die verpfendung der Stet Aldenburg Zwickaw vnd kempnitz Dat. 1348.

(Von dem an einem Pergamentstreifen hängenden Siegel ist nur die untere Hälfte erhalten.)

Wir Karl von Gotes gnaden Romischer kung, ze allen zeiten merer dez Reichs vnd kung ze Behem, veriehen vnd tun kunt Offenlich mit disem brife, allen den, di in sehen horn Oder lesen, daz wir haben angesehen di stete lautir trewe, vnd vnuerdrozzene dienst dez Hochgebornen fridrich Marggrafen zu Meisen vnser liben Swager vnd fursten, do mit er vns vnd daz heilige Romischs

Reichs gerrit hat, vnd noch getun mag in zukunfftigen zeiten, vnd auch vmb daz er bey vnsern gnaden, vnd in vnserer gegenwertichait sein wil vnd sich zu vnserm dienste neigen, daz er, vnd di seinen, in vnser Stat zu Prag, do wir almeistig Inne wonhaftig sein, dest bezzer gemach vnd einwonung gehalten mugen, Geben wir im zu seinem leben, vnser haus in der Grozzern Stat ze Prag gelegen bei Sand Jacob, mit allen Rechten vnd nuczzen, als wir daz gehabt haben an alles Hindernuzz ze Besiczzen. Mit vrchund dicz brieues versigelt mit vnserm kunglichen Insigel. Der Geben ist nach Christus geburd Dreuczehenhundert vnd Acht vnd virczig Jar an aller Heiligen abenth In dem dritten Jar vnser Reiche. (31. Octbr. 1348.)

In tergo:

konig karls briue vber das gross Hauss zu praga bei den Barfussern Margraf fridrichen gegeben 1348.

(Ein Theil des an einer gelb- und rothseidenen Schnur hängenden Siegels ist an der rechten unteren Seite abgebrochen.)

Wir Baldwein von gots gnaden Erczbischof ze Trire des heiligen Romischen Reichs Erczcanczler durch welhische lant vnd in dem kongreich ze Arl veriehen vnd tun kunt Offenlich mit disem brief allen den di in Sehen horent oder lesen. wann di Erwirdigen fursten vnd herren her walram ze Coln. her Gerlach ze Mencz Erczbischofe vnd ouch wir mit den Hochgebornen fursten vnd herren hern Johansen Seliger gedechtnuzz Etwenn konge ze Behem, vnd mit hern Rudolfen dem Eltern herczogen ze Sachsen, den Allerdurchleuchtigsten fursten vnd vnsern gnedigen herren, hern karl Romischen kong ze allen zeiten merer des Reichs vnd kong ze Behem ze eym Romischen kong Recht vnd Redlich vnd eynmuticlichen erwelt vnd gekorn haben vnd der hochgeborne furst vnd herre her woldmar Margrafe ze Brandenburg vnd ze lantsperch nach der zeit vnd er ze seinem lande komen ist, im Seine Stymme vnd kor di, er hat, als eyr Margrafe ze Brandenburg, an der wal, eyrs Romischen konges, mit guten willen geben vnd an in gewant hat, dorvmb verbinden wir vns, vnd haben vns verbunden, mit dem vorgenannten vnserm herren dem Romischen kong, vnd kong ze Behem, als mit eyme kong ze Behem vnd eynen korfursten des Reichs seinen erben vnd nachkomen an

der Selben kvr kongen ze Behem vnd mit allen den vorge-
 kurfursten, des Romischen Reichs, vnd Sonderlich mit den hoch-
 gebornen fürsten vnd herren hern Rudolf den Jungern, vnd hern
 otten gebrudern herczogen ze Sachsen hern Albrechten vnd hern
 woldmarn fursten ze Anhalt vnd Grauen ze Uschanie, den vnser
 vorgeanter her der Romische kong von konglichen gewalt, vnd
 von besondern gnaden den aneval, der vorgeanten Marken ze
 Brandenburg vnd ze Lusicz, mit der Stymme vnd der kvr, di
 eyn Margrafe ze Brandemburch hat an der wal eyns Romischen
 konges, geben vnd verlihen hat, vnd mit allen andern fursten Geist-
 lichen vnd werltlichen. Grauen herren freyen vnd Steten, di dem
 vorgeanten vnserm herren dem Romischen kong gehorsam vnd
 vndertenig ze sein, vnd di, in dem Selben verbuntnuzz sten, vnd
 bleiben wellen, vnd geloben mit guten trewen, an eydes Stat on
 geverde, das wir mit den vorgeanten fursten, vnd Si mit vns,
 dem vorgeanten vnserm herren dem Romischen kong, vnd vnser
 yclicher dem andern vmb des vorgeanten Romischen Reichs vnd
 vnser kurfurstlichen, recht, ere vnd werde ze beherten, vnd ze be-
 halten, beholfen, vnd beraten Sein wellen mit leib vnd mit gute
 vnd mit aller vnser macht wider allermeniclich, vnd Sonderlich
 wider Graeuen Gvnthern von Swarczburch der Sich des Reichs
 freuenlich. vnd ze vnrecht wider vnsern herren den vorgeanten
 vnd wider den Stül ze Rome wider vnser vnd des Reichs Recht
 angenommen hat vnd annymet vnd wider all sein helfer vnd gvn-
 ner. di er hat ader noch gewinnen mag vnser herre her karl der
 Romisch kong sey lebende ader tod, vnd bynamen geloben wir,
 mit den vorgeanten kvrfursten vnd andern kvrfursten vnd andern
 fursten Grafen herren Steten, als vorgeschriben Stet, das wir, wi-
 der den vorgeanten Grafen Gvnther, noch nimant anders wi er
 genant sei, er sey gekorn. ader würde gekorn bei vnser vorge-
 anten herren leben, vnd wider in der Sich des Reichs, ange-
 nomen hat, ader annymet, auf geruket ist ader auf geruket wirt,
 vnser vorgeanten herre sey lebende. ader tod, ader wi er Sust
 von dem Reich liezze, des got nicht enwolle, einen Romischen
 kong, halten wellen noch Sullen, noch in zo dem Reich newins-
 kisen, ader vnser kvr di wir haben, an der wal, eins Romischen
 konges, an in wenden in dheinen weis, Ouch geloben wir, wer
 das ymant einer ader mer dann eyner dem vorgeanten Grafen
 Gvnther ader einen andern der ze konge, auf geruket wurde be-

holfen weren, vnd In eynen kong halden vnd im helfen wolden, das wir des, vnd der Selben, ir weren, vil ader wenig Offenbar vind sein wellen vnd vns mit den selben nymer verrichten noch Syven. es sei denne das si den Selben, vf gerukten kvng aller Sache begeben, vnd bey vns geloben vesticlich ze bleiben dor- nach geloben wir mit guten trewen an eydes Stat, als vorgeschri- ben Stet, das wir in dise verbuntnuzz, eide vnd gelubde bringen vnd Nemen wellen alle di fursten Bischoue Stifte Capitel, Grauen herren vreyen dinstmann, Stete und ander leute, So wir allermeist mugen, di alle dise vorgenanten Stuke Sweren, Sichern, vnd ge- loben Sullen gancz, Stet vnd vnczebrochen ze behalden, vnd do- rymb zvgeben ir Synderlich brife, Ouch geloben wir fur vns vnd vnser nachkomen, Erczbischoue ze Trire, mit guten trewen an eydes Stat, das wir alle di vorgenanten Stuke in aller meinunge als vor gescriben Stet, gancz vnd vnuerrukket haben vnd halden wellen, vnd do wider nicht zetvn, noch dowider ze komen. hei- menlichen ader offenbar, in dheinen weis, Mit vrkvnd dicz briefs versigelt mit vnserm Insigel der Geben ist ze Coln, an dem Reyn Nach Christs gepurt drevzenhundert vnd ni dem Nevn vnd vir- zигsten Jar. an dem nehsten dinstag nach Santh valentins tag.—

In tergo:

Bischoff Baldram briff darinen er sich verpf. wie die an- dern Churfurstenn als keiser Carolum sie Erwelet habenn, vnnd Ime Zugesogt wider Graff Gvnther von Schwarczburk, hulff zu- leisten anno 1349.

wi di kurfursten den keiser karl irwelt habin vnd gekorn
repulso . . . de Swartzborg.

Wir Karl von gnaden Romischer Kunig ze allen zeiten Me-
 rer des Reichs vnd kunig ze Behem Veriehen vnd tun kunt Offen-
 lich mit disem briue Allen den di | in sehin horen oder lesen Alleyn
 der Hochgeborne fridrich Lantgrafe ze Düringe Marggraue ze
 missen In dem Osterlant vnd ze landsperg Gräue ze Orlamunde
 vnd Herrn | des Lande ze Plyssen vnsir liber Swager vnd furste
 vnd di Hochgebornen fridrich Balthazar Ludwig vnd Wilhelm
 seine Son, stur sich vnd alle ir erbin vnd nachomen | in den
 vorgeanten iren furstentum Landen vnd Herscheften mit vns
 vnd den hochgebornen Johansen Herczogen ze kernthin Grauen
 ze Tyrol vnd ze Garcz vnd Wenczlabin | vnsern Brüdern vnd
 vnser allir Erben vnd nachkomen kungen ze Behmen vnd der
 kronen doselbest marggrafen ze merhin vnd Grafen ze Luczem-
 burch sich verbunden habin vnd | vereynet vnd vns gelobt mit ge-
 swornem eide in guten Trewen An alle geuere daz si vns vnsern
 Brudern vnd allin vnsern Erben den vorgeanten Ewlichen be-
 hulffen | sullin vnd wellin sein ze behalden vnser furstentum Erbe
 lant herschefte gut ere vnd gewonheit, die wir iczund habin ader
 noch erkrigen vnd gewinnen mochten wi | vnd von welchen Sachen
 di an vns qwemme wider allermeniglich nimant auszenemen
 di vns angreifen hindern ader beschedigen wolten in dheinen
 weys Ader di | wir angriffen hindern oder beschedigen wolden
 vnd wir den iren Widersachen zu widersten ader si anzergriffen
 nach dem als der hulfe not wirt So wir vnd si beste | mugen an
 geuerd Doch gelobin wir Karl Romscher kunig vnd kunig ze
 Behem Vnd wir Johans von gotsgnaden Herczog ze kernthin Gra-
 uen ze Tyrol vnd ze | Görzcz vnd Wenczlabin Seyne bruder datz
 wir an den vorgeanten fridrichen Lantgrafen ze During Marg-
 grafe ze meysen vnsern liben Swager vnd frunde vnd seinen
 kindern ire Erben vnd nachkomen zwischen Weinachten di Schirist

komen vnd dannen vbir eyn ganczes Jar Wider Ludwigen Steffan vnd ander ire Bruder Herczogen in | Beyern Ettwenne ludwiges kinder von Beyern der sich Cheyser nante keyner Hulse muten noch begern wollin vff ir gut, lant ader Erbe ze zihen Wer awer daz | di vorgenannten Herczogen vff vns vnser Reiche furstentum Herscheften vnd lande zugen, So sullin Si vns zebehalden vnser Reiche furstentum Herschefte vnd lant | wider si als wider ander vnser feynde vnd widersachen beygestendig vnd geholffen sein, So si beste mugen vnd alls der Hulse not wirt an geuerde | Wer auch das der vorgenannt fridrich Marggraue ze Missen oder sein Erbin Inn wennig der vorgenannten frist mit den Herczogen ze Beyern vnsern Widersachen ze Chrige wurden, in welchir Schicht datz gescheh So sol furbacz di vrist ws sein vnd sullin dann vns vnsern brudirn vnd vnsern vnd iren Erben wider diselbin Hertzogen ze Beyern Als wider | ander vnser feind vnd widersachen beholffen sein vnd des ze vrkund vnd gueten gedechtnuzz habin wir karl Romischer kung vnd kung ze Behem Vnd wir Johans Hertzog ze kernthin Grauen ze Tyrol vnd ze Görcz derwegen vnsir beyder Insigel gelegt An disen brief Vnd vber datz gelobin wir mit gesampterhant mit geswornen Ayden in guten treuen An alle geuerd das wir des Hochgebornen Wenczlaben vnsirs brudirs Insigel Schaffen wellin An disen gegenwortigen briue so wir schirist mugen Wer awer das | es von Hindernuzz ader von dheinen Sachen welherley di wer an disem brif nicht queme dennoch sol diser gegenwortig brif alle Chraft hobin vnd in allin den gelubden eyden verbuntuzz vnd macht bleiben als ob desselben vnsers bruders Insigel daran komen wer mit getzeug ditz briefs der Gebin ist ze dresden. | Nach Christes gepurd dreuzehnhundert vnd in dem Achtvndvirczikisten Jar An sand Thomas Tag des Heiligen Czwelfpoten In dem dritten Jar vnserer Reiche.

Original auf Pergament mit zwei Wachs-
siegeln. Das kaiserliche ist nur theilweis
erhalten.

In fidem copiae.

Der herzogl. Archivar
Dr. Burkhardt.

Wir karl von gots gnaden Romischer kuenig ze allen zeiten
 Merer dez Reichs vnd kung ze Behem veriehen vnd | tun kunt
 öffentlich mit disem briefe, Wann der Hochgeborne Fridrich marg-
 grafe ze myssen vnser liber | Swager vnd fuerste sich mit seinen
 kinden fridrich Balthasar vnd ludwige vnd andern seinen erben |
 in vnsern dinst verpflichtet hat, daz sie vns beholfen vnd beisten-
 dig sullen sein beinamen wider graff gunthern von Swartzburg
 hern ze Arnstet vnd wider alle andern vnser widersachen nymand
 vzzenemen | darumb geloben wir in mit guten truwen an eydes
 stat dacz wir vns mit dheinen vnsern widersachen | beinamen mit
 Grauen Gunthern dem vorgenannten vnd mit allen den di darin
 wachsen oder die | sich in den Crieg flechten nymer berichten
 wellen noch sune oder dhein berichtigung mit in hoben, ez sei
 dann mit dez vorgenannten vnsers swagers vnd seiner erbin guten
 willen Rat wort vnd wizzen vnd wir Johans von gots gnaden
 Herzog ze kernthyn Graue ze Tyrol vnd ze Gorcz beken | nen
 vnd geloben in aller der weizz als do vor geschriben stet den
 vorgenannten Hochgebornen fursten | Hrn fridrich marggrafen ze
 meyssen vnd seinen sunen alle die gelubde in allen iren bunden
 gentz | stet vnd on allen bruch halten wellen on allez geuer. Mit
 vrkund ditz briefs versigelt mit vnsern | Insigeln der geben ist ze
 Dresden noch Christs geburt drewzenhundert vnd newen vnd fier-
 czig Jar | dez nehsten Sunnobuncz vor dem obirsten tag In dem
 dritten Jar vnser Reiche.

Orig. auf Pergament mit 2. Wachssiegeln,
 wovon das kaiserliche nur halb vorhan-
 den ist.

In fidem copiae.
 Der Herzogl. Archivar
 Dr. Burkhardt.

Angabe der benutzten Quellen und Hilfsmittel.

Mussten schon mehrjährige Arbeiten auf dem Königl. Sächs. Hauptstaatsarchive zu Dresden, welche zum Zweck hatten, Materialien für eine umfassende Geschichte der thüringer Dynasten- und Edelgeschlechter zu sammeln, mich auf den Verlauf der Wirren und Kämpfe zwischen den ursprünglich freien Landherren meiner Heimath und mehreren Mitgliedern des Hauses Wettin aufmerksam machen, so leitete mich zunächst die Abfassung einer urkundlichen Geschichte des Hauses Lobdaburg, (welche ich in einem Cyklus von Vorlesungen, im Jahre 1858, einem kleinen Kreise von Geschichtsfreunden vorführen durfte,) auf die Persönlichkeit Markgraf Friedrichs des Ernsthaften, seiner Verbündeten und Gegner, und unter ihnen vor Allen auf die hohe Heldengestalt des Grafen Günther von Schwarzburg.

Herrn Archivdirektor, Ministerialrath Dr. von Weber zu Dresden, habe ich für Zuweisung nicht unwichtiger urkundlicher Quellen, sowie mannichfacher Aufschlüsse aufs Wärmste zu danken; aus seiner Hand erhielt ich nicht nur (unter allerhöchster Genehmigung) die im Anhange abgedruckten Dokumente, sondern auch mannigfache Aufschlüsse aus Gretschels „Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates“ und Ebelings „Geschichte der deutschen Kirchenfürsten“, welche letzterer Schrift ich bei Besprechung des Erzbischofs Balduin von Trier dringend bedurfte. — Als Hauptleitfaden diente mir indessen Dr. Friedr. Lorenz Hoffmanns berühmte, im Jahre 1819 erschienene, Günthers Leben mit einem unerhörten Aufwande von Fleiss und regem Interesse behandelnde Schrift. Urkundliche Citate, Bezugnahme auf ältere Autoren, namentlich Albertus Argentinensis, habe ich nicht umhin können, wörtlich aufzunehmen; ebenso eifrig folgte ich aber auch den gelehrten Abhandlungen des Herrn Geh. Hofrathes Dr. Hesse über Schloss Blankenburg und Arnstadt. Wiederholte Lectüre von Levin Schückings schöner, dem Andenken meines Helden gewidmeten Dichtung, ich gestehe es offen, hat mich dazu verführt, nicht nur auf einen grossen Theil seiner Anschauungen einzugehn, ja ich bekenne mich soweit schuldig, beim Entwurf des Gemäldes vaterländischer Leiden und Missstände im 14. Jahrhundert, wiederholt ganze Perioden und Sätze aufgenommen zu haben, die mein

Eigenthum nicht sind. Mag der Vorwurf des Plagiates durch dies offene Bekenntniss abgewehrt werden und mich das Urtheil der Leser nicht allzu hart treffen.

Heidenreichs Schwarzburgische Geschichte, Junghanns Geschichte des Schwarzburgischen Hauses haben die Grundlage meiner Arbeit über König Günther und seine Persönlichkeit vervollständigt, indess ich anderweiter zahlreicher Hilfsmittel bedurfte, um die Charakterschilderung seines glücklichen Rivalen, Carl IV. zu entwerfen, auch hier haben die mir mitgetheilten Urkunden den ersten Leitfaden abgegeben, indess ich bei bewährten Historikern Hülfe suchen musste.

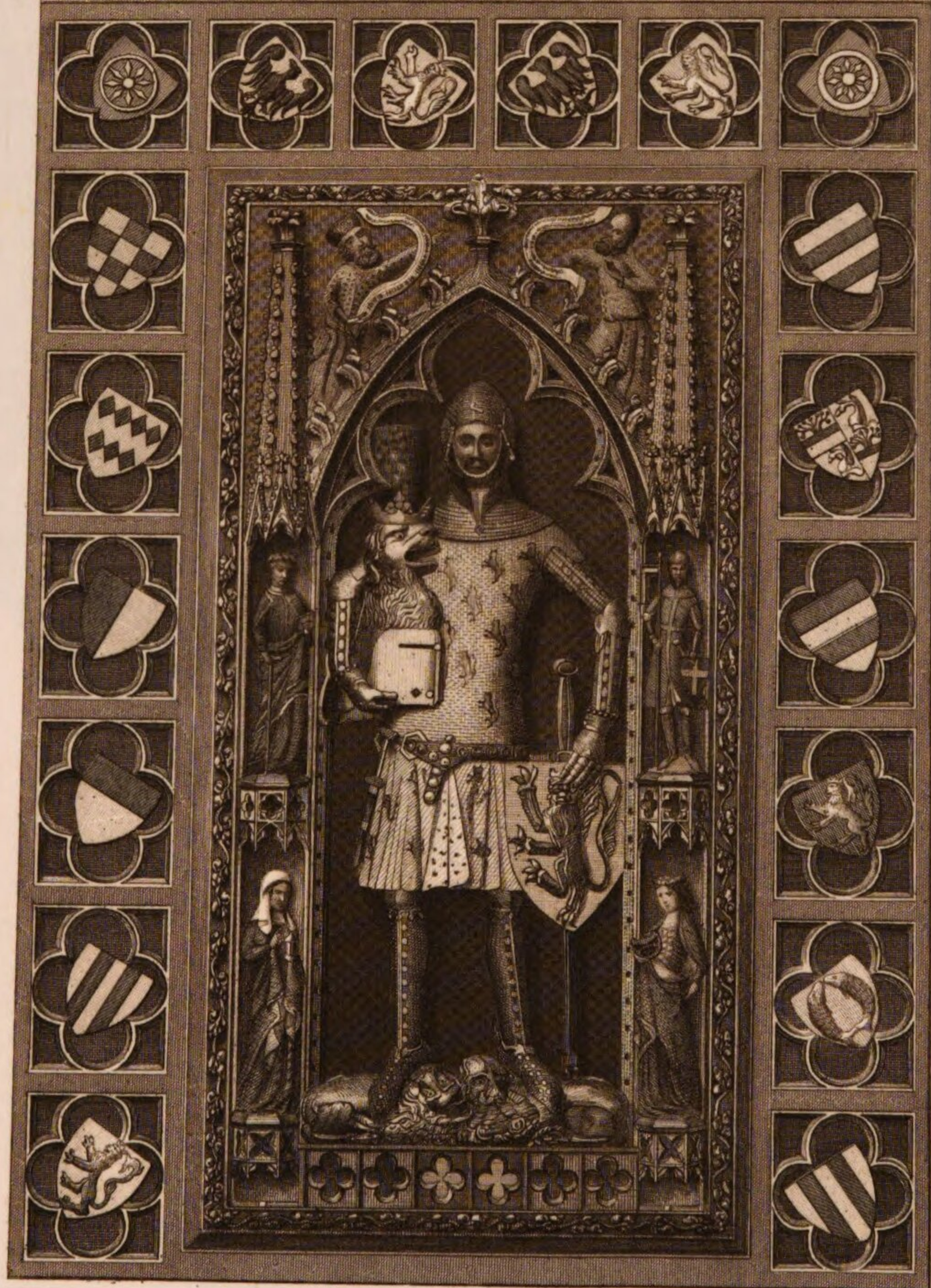
Einem in der „Europa“, im Sommer des Jahres 1848 erschienenen Aufsätze über Prag und Böhmens grossen König verdankte ich vorzugsweise die Möglichkeit, auch jenem Theile meiner Aufgabe gerecht zu werden.*) — So kann ich mir nur das Verdienst des Compilators vindiciren, und überlasse denen Allen, die ich so eben erwähnt, den Ruhm, der ihnen bei Erörterung der vaterländischen Zustände gebührt, deren Bedeutung, deren tiefer Ernst mich dazu trieben, ein schon wiederholt entworfenes Gemälde neu zu entrollen, zu welchem ich persönlich nur ein bescheidenes Maass eigenen Colorits zu liefern vermochte.

Bei den Auslassungen über thüringische Zustände im Mittelalter, bei den Scenen aus dem Grafenkriege, namentlich den Details des Treffens zu Arnstadt, (1346,) bin ich mir indess bewusst, so selbständig verfahren zu sein, als es der Historiker nur irgend vermag, wie denn auch die Reflektion fast ohne Ausnahme meine eigene Arbeit ist. —

Bei Schilderung des tragischen Endes meines Helden und insbesondere bei Besprechung der Inschrift auf seinem Grabdenkmal hab ich die im Jahre 1856 erschienene Abhandlung von Dr. Römer-Büchner: „König Günthers von Schwarzburg Tod u. s. w.“ benutzt, obwohl ich mich der daselbst, Seite 6 und 13, entwickelten Ansicht, welche gegen die Wahrscheinlichkeit des meuchlerischen Attentats gerichtet ist, nicht anzuschliessen vermag.

*) Es geschah dies jedoch nur unter ausdrücklicher Bewilligung des Herrn Verfassers, Dr. G. Kühne.

MONUMENTUM GUNTHERI REGIS ROMANORUM COM. DE SCHWARZBURG DOM. IN ARNSTEDTEN DEF. A. D. MCCCLIX.
MAXIMA PIETATE SERENISSIMORUM PRINCIPUM SCHWARZBURGENSIUM RESTITUTUM A. MDCCCLVI.







Ütterodt zu Scharffenberg, Ludwig

Günther Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher König histor. Darst

Leipzig 1862

Germ.g. 498 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017542-6